Betrachtungen

über

Wundergaben,

Schwärmerey, Toleranz, Spott, und Predigtwesen.

Bey Gelegenheit

einiger

neuern Schriften.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Brandenburgisch. allergnädigster Freyheit.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai,

1777.

3130

Nachricht.

Dieser Aufsatz ist in des XXXten Bandes, 2ten Stücks der allgemeinen deutschen Bibliothek zuerst eingeruckt, und, wegen Gemeinnützigkeit desselben, hier auch besonders abgedruckt worden.

91833

I.
Von der Lehre der Gebets- und Glaubenskraft, wie auch von Schwärmerey und Enthusiasmus.

1. Johann Caspar Lavater Schreiben an seine Freunde. Suche den Frieden und jag' ihm nach. Im März 1776. verlegts Heinr. Steiner und Comp. in Winterthur, 8. 2 B.
2. Appellation an den Menschenverstand, gewisse Vorfälle, Schriften und Personen betreffend, von Konrad Pfenninger, Diakon am Waysenhause, und Mitglied der ascetischen Gesellschaft in Zürch. Hamburg, bey Bohn 1776, 8. 10 B.
3. Eines einfältigen Layenbruders einfältige Fragen über die bremische Prüfung der eigentlichen Meynung Lavaters von der Glaubenskraft, in einem Sendschreiben an den Herrn Prüfer. simplicitate sape. Frkf. und Lpz. 1776, 8. 2 B.
4. Sendschreiben an den bremischen Beantworter der Lavaterischen eigentlichen Meynung, MDCCLXXVI, 8. 10 B.
5. Briefe in der Person des Verfassers vom Sendschreiben ꝛc. an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, ein Mscpt. für Freunde, Halle 1776, 8. 3 u. 1viertel B.
6. Ueber die Schwärmerey. Eine Vorlesung von Leonhard Meister, Prof. in Zürich. Bern, bey der typographischen Gesellschaft, 1775, 8.
7. Joseph Gedeon, Kr. Pfarrer im Magdeburgischen; über Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen. Auspiciis superiorum, Upsal (eigentlich bey Weidemanns Erben und Reich). 1776, 8.

8. Eines Ungenannten Antwort auf die Frage: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? u. s. w. 1776. T. M. August, S. 111. u. f.
9. Ueber Spott und Schwärmerey, D. M. 1776, 9. St. 785
10. Vom höheren Christenthum, 1776, 11 St. S. 1007.

Ein Theil dieser Schriften betrift noch immer die Lehre von der Gebets- und Glaubenskraft, die Herr L. zuerst in seinen Aussichten, und hernach in seinen vermischten Schriften, bekannt machte, und worüber von einem Ungenannten eine Prüfung in Bremen herauskam. Der andere betrift die Frage von Schwärmerey, Enthusiasmus u. s. w. welche man seit einiger Zeit wieder rege gemacht hat, und die auf des Herrn Lavaters Hypothese von der Gebetskraft eine genaue Beziehung haben.

Das Schreiben des H. L. geht eigentlich nur allein seine Person an; er vertheidigt sich darüber gegen seine Freunde, daß er sich nicht gegen das bekannte Sendschreiben eines Zürchischen Geistlichen verantworte. Mit einer sanftscheinenden Wendung nimmt doch H. L. Gelegenheit zu erklären, Nicht: — „der Verfasser ist ein vorsetzlicher Lügner. — Sondern: In diesem Sendschreiben sind eine Menge „der offenbarsten, erweißlichsten Unwahrheiten, wesentliche Verdrehungen und kaum begreifliche Weglassungen entscheidender und notorischer Umstände. „Ich habe vieles von dem, was mir zugeschrieben „wird, ganz und gar nicht, wohl aber das gerade „Gegentheil davon gethan." — und den Sendschreiber

schreiber aufzufordern: „Er gebe Beweise und Na„men," von sich selbst aber giebt er S. 36 zu verste„hen, „er habe vor Jahren, Gott weiß, ob aus eit„ler Neugier, Ruhmgier, oder aus einfältiger lieb„reicher Hülfsbegierde, die er jetzt (NB.) klüger, „aber (NB.) nicht besser, vermuthlich nicht mehr „wagen werde ꝛc." Die Freunde, denen daran gelegen ist, über die bestrittenen Thatsachen zur Gewißheit zu kommen, sind durch solche nicht ganz schnurgerade, sondern hin und her wankende Erklärung wohl noch nicht ganz aus dem Traume. Da H. L. nur von vielem sagt, das er nicht gethan hat; da er von Weglassungen und Veränderungen spricht: so wäre es gut, das Wahre anzuzeigen, es von den Veränderungen zu unterscheiden, und die Weglassungen zu ergänzen *). Denn darauf muß ungemein viel ankommen, daß man genau wisse, welches ist das viele, das er nicht gethan, und das wenige, das er gethan, welches sind die Veränderungen, welches die Weglassungen? — Sind sie wichtig, sind sie unwichtig? Beweise und Namen zu geben! das kann eine Ausfoderung seyn, wobey man seiner Sache gewiß zu seyn scheint, wofern nur Freyheit zu schreiben da ist. Wie aber, wenn die nicht da wäre? — Indessen findet sich H. L. zu einer völligen Amnestie des Vorgegangenen willig. — Der Brief ist sehr künstlich geschrieben, — mehr geschickt, seinen Proceß bey einem gewissen Theile des Publikum zu gewinnen, als die Sache selbst aufzuklären. —

Der Verf. des Briefes in der Person ꝛc. hat alle Fakta nochmals bekräftiget. Um also in der Sache klar zu sehen, erwartet man von H. L. einen ge-

*) Man sehe, was schon in der allgem. deutschen Bibl. XXVI, 2. S. 600 hierüber gesagt ist.

raden, förmlichen Widerspruch. — bloße Seitenwendungen helfen hier nichts.

Was H. L. nicht gethan, verspricht H. Pf. in der Appellation an den Menschenverstand *) zu thun

*) Es ist fast unmöglich, bey der Erscheinung dieser Appellation nicht einen sonderbaren Widerspruch in Herrn Lavaters Schreiben an seine Freunde zu bemerken. Da Hr. Lavater in diesem Schreiben seine Freunde durch so mancherley Wendungen ermahnet, ihn nicht zu vertheidigen; da er sich in dem Suchen dieser Wendungen recht sichtlich pfleget; da er von dem Verfasser des Schreibens eines Zürcherischen Geistlichen, dem er bey Erscheinung desselben einen nicht als möglich zu träumenden Grad der Bosheit zutraute. (S. allgemeine deutsche Bibl. XXVI, 2. S. 600.) nunmehr S. 29 mit unerwarteter Zuversicht versichert: daß derselbe von Haß und Neide gegen Lavatern rein sey; da ers S. 32. seinen Freunden zu Gemüthe führet: „Ob ers anders als Grausamkeit „gegen ihn ansehen könnte," wenn sie diesen und andere seine Gegner in Zürich angriffen; da er S. 45. erkläret: „Von diesem Moment an sey alles vergeben, vergessen und ver„graben," so muß es schon ein wenig befremden, wenn er erst S. 47. in einer N. S. sagt: „Eben vernehme ich, daß „eine Vertheidigung meiner gedruckt erscheinen solle. So un„widersprechlich wahr alles seyn mag, was diese Vertheidi„gung enthält, — so darf ich dennoch versichern, daß ich „nicht nur an der allenfallsigen Publikation dieser Schrift voll„kommen unschuldig bin; sondern, derselben vorzukommen, „alles mögliche gethan habe." u. s. w. Aber wie sehr muß die Befremdung zunehmen, wenn diese Vertheidigung, deren allenfallige Bekanntmachung Hr. Lavater eben am Schlusse seines Schreibens, recht wie zum Glücke, von weitem her, vernimmt, eben diese Appellation seines Busenfreundes, seines Herzens Pfenningers ist, mit dem Hr. Lavater, dem

zweyten

thun. Er geht die Streitigkeit über die Glaubens- und Gebetskrafs nebst den hin und wieder darinn vor-

zweyten Theile des Tagebuchs zufolge, seine geheimsten Gedanken theilet. Jeder Mensch von gesundem Verstande, und der den Lauf der Welt ein wenig kennet, wird fragen: Ist es möglich, daß Lavater, ein Buch seines Herzensfreundes, ein Buch, das ausdrücklich ihn selbst betrift, vor dem Abdrucke nicht sollte gesehen haben? Es muß freylich wohl seyn, zumal da Hr. Lavater, ohne das Urtheil der Welt über dieses Buch abzuwarten, in einem Postscriptchen, so wie beyläufig, einfließen läßt, es möge wohl alles unwidersprechlich wahr seyn, was in diesem Buche stehe. Und wenn dieses ist, mußte nicht Lavater nothwendig seinen Herzensfreund viel dringender bitten, diese Appellation zu unterdrücken? Mußte er ihm nicht entdecken, er sey im Begriffe, ein Schreiben an seine Freunde drucken zu lassen, worinn er alles vergeben, vergessen und vergraben wissen wollte. Wußte dies aber Hr. Pfenninger, wie kam er dazu, daß er, wider Lavaters ausdrückliches Verlangen, zu eben der Zeit eine ausführliche Vertheidigung herausgab, worinn er nichts vergiebt, nichts vergißt, nichts vergräbt, vielmehr aber mit sehr dreister Mine auf alle Gegner herabsiehet, als ob auf ihrer Seite nicht das geringste Recht, auf Lavaters Seite nicht das geringste Unrecht zu finden sey, und nur hin und wieder, wenn Gründe nicht recht auslangen wollen, mit: „Geträtsch des Neides, Rache und Gelächter der feinen Dummheit (S. 3.), „Gelächter der Hölle (S. 4.), Thoren, gewissen Philosophen (S. 23.), heimlichen Deisten (S. 25.), deistisirenden Christen (S. 26.), belletristischen Herrchen (S. 26), „Dummköpfen (S. 56.), Schulmeisterchen (S. 59.)" und mehrern solchen Floskelchen den Discurs nervigter zu machen weiß? Wie reimt sich alles dieses zu dem Lammeston des Lavaterischen Schreibens? — Aber freylich wer

weiß —

gefallenen Wunderepisoden durch, und sagt seine Meynung mit mehrerem Glimpfe, als man an den thaumaturgischen Schriftstellern gewohnt ist, doch auch hin und wieder spitzig genug. Wir wollen bey dieser Gelegenheit die Streitpunkte etwas näher zu erörtern suchen. Zu dieser Erörterung erhalten wir von dem H. L. eine dringende Aufforderung. Hr. Pf. hat nämlich die drey Fragen aus Lavaters vermischten Schriften hier von neuem wieder eingerückt. Und diese übergiebt der Verf. dem Publikum mit den Worten (S. 30.): „Alle diejenigen, denen die nach„stehenden drey Fragen in die Hände kommen, wer„den sehr drungenlich gebethen, dieselben schlechter„dings nur exegetisch zu untersuchen, und exegetisch „zu beantworten." In der Stelle aus den verm. Schr. die H. Pf. in seiner Ap. wieder eingerückt, wendet sich H. L. mit einer recht innigen Lehrbegierde an alle Freunde der Wahrheit (S. 45.): „Ich „bitte

weiß — Diese Appellation mag wohl nicht zum Druck bestimmt gewesen seyn; es hat sie vielleicht niemand, als blos Hr. Lavater lesen sollen; oder Hr. Pfenninger hat, ohne Lavaters Wissen, diese Appellation in Zürich wollen drucken lassen, und keine Censur erlangen können; denn hat Hr. Pfenninger Hrn. Lavater versprochen, sie nun nicht bekannt zu machen, hat sie aber in aller Unschuld einem Freunde in Hamburg zugeschickt, und ihm vermuthlich auch dabey von Hrn. Lavaters intendirten Schreiben Nachricht gegeben, aber auch in Hamburg ist die Appellation gedruckt worden, ohne daß es der Freund gewußt hat, oder hat ers gewußt, so hat ers doch gut gemeynt. — Dieß und mehreres wird jedermann für möglich halten. Nur muß sich weder Hr. Lavater noch Hr. Pfenninger darüber beklagen, daß andere ehrliche Leute sich darüber wundern, wenn alle diese Möglichkeiten für wirkliche Thatsachen gelten sollen.

„bitte euch brüderlich, antwortet mir brüderlich — „Wenn ich die Verfasser der h. Schrift unrecht ver„stehe, brüderliche Wahrheitsfreunde — Saget „mir — Ach saget mir doch deutlich, warum haben „diese erleuchteten Männer sich über diese Dinge so „ausgedruckt?" Eben so dringend fodert er Belehrung in einem Privatschreiben im Jahr 1771. Sollte H. L. auf dieses oder andere ähnliche Schreiben keine Belehrung erhalten haben? Es läßt sich kaum denken. Auch ist er es nicht in Abrede. „Schon „mehr als drey Jahr (sagt er S. 43.) hab ich alle „mir bekannte Wahrheitsfreunde aufgeboten, mir zu „dieser allerwichtigsten Untersuchung behülflich zu „seyn, und ich habe bereits eine beträchtliche Menge „von sogenannten Beantwortungen der Fragen, die „ich deshalb vorgelegt habe, vor mir; ich sage, so„genannte Beantwortungen, weil ich es, aller mei„ner Bitten und aller meiner Bemühungen, die Un„tersucher immer auf der Hauptstraße zu erhalten, „ungeachtet, nicht habe dazu bringen können, daß „man mir geantwortet hat. — Einige wenige nehm „ich aus, und die übrigen, weit die mehrern, haben „mir entweder nichts gesagt, oder sie haben den Weg „der Untersuchung verlassen, und nichts als besorg„liche Folgen, Einwendungen, Bedenklichkeiten, „Warnungen, Deklamationen, Seufzer, Demü„thigungen, Klagen, — statt eigentlicher Antwor„ten, Antworten, sag ich, mir einzusenden beliebt." Nun aber diese Wenigen, die sich wirklich eingelassen, die nicht gewarnt, deklamirt, gedemüthigt, geklagt haben; diese Wenigen, die wirklich untersucht haben, warum erfährt man von denen nichts; warum macht H. L. ihre Untersuchungen nicht bekannt, — damit man sehen könne, ob diese Untersuchungen befriedigend oder unzulänglich sind? Warum erklärt

sich H. L. darüber nicht, warum sagt er nicht: Ihr Wahrheitsfreunde! so weit habt ihr mit euren Untersuchungen geholfen, aber weiter nicht, und zwar darum ꝛc.

Wir können nicht rathen, was die untersuchenden Wahrheitsfreunde dem H. L. geschrieben haben, um darnach unsere eigenen Untersuchungen einzurichten, und allenfalls das zu ergänzen, was ihm an ihren Gründen noch mangelhaft geschienen. Da es auch unter den Schriftauslegern nicht wenige giebt, die mit H. L. über die Wundergaben nicht einerley Meynung sind: so könnte man ihn auf diese Ausleger verweisen, oder man könnte fragen, warum sie ihn nicht befriedigt? Dieser Betrachtung zufolge könnte es auch etwas befremdend scheinen, daß H. L. die Sammlung der Schriftstellen so trocken hingesetzt und sich darüber die Belehrung der Wahrheitsforscher erbeten, als wenn darüber noch nie etwas geschrieben oder gesagt wäre? Doch wir wollen uns das nicht abhalten lassen, die Gründe unserer Ueberzeugung von der Auslegungsart dieser Stellen anzugeben. Ich bin es mir bewußt, daß ich durch die Aufrichtigkeit der Wahrheitsliebe so gut als ein anderer dazu berechtigt bin.

Hr. L. will wissen: „ob die Worte, Geist, heiliger Geist, Geistesgaben, (χαρισματα) Geist Gottes und Christi, Christus in uns, Gott in uns u. s. w. durchgehends bedeuten eine schöpferische Kraft, eine „ausserordentliche, (nach unserm Sprachgebrauche) „übernatürliche Offenbarung oder Wirkung Gottes ꝛc.

„Ob die Verheissung dieser schöpferischen Kraft (in den angeführten Stellen) „auf gewisse Bedingnisse hin, nicht allen Christen aller Zeiten und Orten immer so eingeschränkt, als die Vergebung der „Sünden und das ewige Leben angeboten und verheissen werden?"

„Ob

„Ob nur eine einzige Stelle vorhanden sey, die „zu verstehen giebt, daß die ausserordentlichen Gei„stesgaben nur auf die ersten Zeiten des Christen„thums einzuschränken seyen?"

Um von der letzten Frage anzufangen, so dünkt uns, daß sie eine ganz unrichtige Auslegungsregel voraussetzt — die nämlich, daß ein jeder Sinn der h. Schrift der wahre sey, der nicht in irgend einer Stelle derselben ausdrücklich verworfen werde — eine Regel, vermittelst welcher wir uns getrauen alles was man will, aus der Schrift zu beweisen. Was würden wir nach derselben einem Vertheidiger der Brodverwandlung im Abendmal antworten können, wenn er uns auffoderte, ihm eine Stelle zu schaffen, worinn gesagt wird, daß die Auslegung der Worte: das ist mein Leib, d. i. das Brod wird in meinen Leib verwandelt, unrecht sey? Will H. L. aber mit dieser Frage weiter nichts sagen, als ob es Schriftstellen gebe, aus denen es mehr, als aus andern, erhelle, daß die Geistesgaben, die nicht unmittelbar auf die Erleuchtung des Verstandes und die Besserung des Herzens gehen, nur die Einrichtung der ersten christlichen Kirchen zum Gegenstande haben, so giebt es deren mehr als eine. Selbst die Stelle 1 Cor 13, 10. welche H. L. zum Behuf seiner Meynung hiebey angeführet hat, sagt es deutlich, daß in der christlichen Kirche eine Zeit kommen werde, wo man die Hülfsmittel der angezeigten Gaben nicht mehr werde nöthig haben. Die Parallelstelle Eph. 4, 13. redet laut für die Auslegung: Christus hat einige zu Aposteln, einige zu Propheten, einige zu Evangelisten, einige zu Hirten und Lehrern bestellt, zur Arbeit in den christlichen Gesellschaften, daß sie die Christen unterrichten und so die Gemeinen zu den bessern geistlichen Erwartungen führen, wodurch sie Christum besser nutzen

als mit den fleischlichen Erwartungen der Jüdisch gesinnten. Bis daß sie alle so weit gebracht sind, daß sie in diesem Stücke mit einander übereinstimmen, und Christum als einen geistlichen Wohlthäter recht kennen gelernt haben, — bis sie, mit einem Worte, ganze, wirkliche, gesetzte Christen geworden sind, die die ganze Fülle der unsichtbaren unvermischten Seligkeiten nutzen, die in Christo zu genießen sind. Das ist ganz augenscheinlich das Vollkommene (τελειον) wovon 1 Cor. 13, 10. die Rede ist. Es kann schlechterdings nicht, wie in der Anmerkung 11 gesagt wird auf das künftige Leben gehen, da die gewährte Vollkommenheit bereits in diesem Leben hat sollen zu Stande gebracht werden, und wirklich zu Stande gebracht ist. Was unmittelbar vor diesem merkwürdigen Kapitel hergehet (12, 31.) Strebet nach den besten Gaben, ich will euch einen köstlichern Weg zeigen, beweiset genugsam, daß sie schon hier in diesem Leben die besten seyn sollten; wofern die Aufforderung des Apostels, darnach zu streben, und das Versprechen eines köstlichern Weges einen Sinn und eine Absicht haben soll. Doch, was dem Vollkommnen eine ganz entscheidende Bestimmung giebt, ist die Ermahnung (14, 20.): werdet am Verständniß vollkommen. Wenn diese Ermahnung einen vernünftigen Sinn haben soll: muß sie nicht auf etwas Erreichbares, und zwar, in diesem Leben, gehen? muß sie nicht das Ziel seyn, wovon die Gemeine, zu der Paulus redet, noch so entfernt war, nämlich der geistliche, innere Gebrauch des Christenthums, der mit andern Vorzügen, die nicht moralischer Natur sind, nichts gemein hat? Selbst das: seyd nicht Kinder (παιδια γινεδε νηπιαζετε) am Verständniß, ist es nicht klar genug der eitle, kindische Sinn, der sich mit eingebildeten äusserlichen Vorzügen brüstet,

so

so wie das die ganz gewöhnliche pauliniſche Sprache iſt? (Gal. 3, 24. 4, 1.) Wenn es aber ſich auf dieſes Leben beziehet, ſo kann man nicht anders als durch eine augenſcheinliche petitio principii das Vollkommene von einem höhern Grade der Wundergaben verſtehen. Schon Locke hat es über Eph. 4. ſehr richtig bemerkt, daß da nur von dem Streite der Juden und Heyden die Rede ſey, daß die Juden ſchwer daran giengen, an einen geſtorbenen Meſſias zu glauben, und daß dieſer Unterſchied der Meynungen den würdigern Chriſten ſtete Vorwürfe von den Juden zuzog. Es iſt ein Verdienſt des vortreflichen D. Semmlers, die Bemerkung, die Locke nur angedeutet, daß ſich dergleichen jüdiſchgeſinnte auch in den chriſtlichen Gemeinen gefunden, aus hiſtoriſchen Denkmalen ſo erweitert zu haben, daß es nun einem jeden in die Augen leuchten muß, wie ſehr Jüdiſchdenkende die Vollkommenheit (τελειοτην) der chriſtlichen Erkänntniß durch ihre fleiſchlichen Erwartungen und kindiſchen Vorurtheile von Zeichen, die einen ſiegreichen Eroberer ankündigen ſollten, gehemmet, und der chriſtlichen Einigkeit (ενοτης Eph. 4.) durch dieſe unchriſtliche Hofnungen und Anmaßungen geſchadet haben.

Man könnte alſo wohl hieraus mit ziemlicher Sicherheit urtheilen, daß die χαρισματα der erſten Kirche nur ihr eigen waren und eigen ſeyn konnten; geſetzt auch, daß es nothwendig übernatürliche Kräfte geweſen wären. Allein iſt Geiſt, iſt χαρισμα nothwendig eine ſchöpferiſche, übernatürliche Kraft? Das iſt der Inhalt der erſten Frage! Es iſt gar nicht nöthig, hiebey alle angeführte Schriftſtellen durchzugehen. So bald es von einigen dargethan iſt, daß ſie nur von den ordentlichen Heiligungsgaben reden: ſo iſt es ausgemacht, daß der Ausdruck Geiſt, Geiſt

Gottes

Gottes, Geist Christi, Christus in uns ꝛc. dieses Sinnes fähig ist. Was ist alsdann natürlicher, als zu schließen: ich kann ein Christ seyn, ich kann mich der Seligkeiten des Christenthums erfreuen, wenn ich auch keine Wunderkraft in mir fühle, die ich durch nichts zu erregen weiß, — wenn ich auch nicht den Wunderglauben habe, zu dem ich meine Einbildungskraft nicht empor spannen kann? Nun nehme man die Stelle Röm. 8, 9. 10. 11, die H. L. unter seiner ersten Frage angeführt hat. „Wer Christi „Geist nicht hat, der ist nicht sein." Wollen wir sagen, daß man, um ein Christ zu seyn, Wunder thun müsse? Wollen wir sagen, daß alle vorgegebene Wunderthäter ausschließungsweise die rechten Christen sind? So hat das Christenthum nach 1700 Jahren seinen Entzweck nicht erreicht, den Entzweck, der gerade der gewisseste und nutzbarste ist — Christen zu machen und den Sinn Christi zu geben .Es wird sich also gar bald ergeben, daß da, wo von etwas Allgemeinem und Bleibendem die Rede ist, nichts anders als die ordentlichen Heiligungsgaben können gemeynet seyn; und daß, wo man ausserordentliche Gaben zu denken habe, sie nur von dem damaligen Zustand der christlichen Gemeinen können verstanden werden. Sonach hat H. L. ganz unrecht die Stelle Luc. 11, 5-13. unter die zweyte Frage gesetzt. „Wenn nun ihr, die ihr doch arg seyd, „könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel„mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist „geben denen, die ihn darum bitten." Da, wie schon R. Simon bemerkt, hier statt h. Geist, in einigen Handschriften steht: seinen guten Geist, so ist augenscheinlich, daß, wofern man dieser Lesart auch nur eine historische Kraft beylegen will, diese Stelle viele in der christlichen Kirche von der guten evangelischen

lischen Gesinnung verstanden haben, und mehr bringt auch der Zusammenhang nicht nothwendig mit sich; zumal wenn man den Lukas mit dem Matthäus (7, 11.) vergleicht, wo es heißt: wie vielmehr wird — gute Gaben (αγαθα) geben denen, die u. s. w.

In dem 13. und 14. Kap. 1 Cor. findet sich der beste Schlüssel zu dieser ganzen Archäologie der christlichen Kinderzucht; wie sehr auch diese klassischen Kapitel zum Behuf der Behauptung der eigentlichen Wundergaben sind gemisbraucht worden. Uns dünkt, daß dreyerley unwidersprechlich daraus kann dargethan werden. 1. Die daselbst genannten Gaben sind nicht nothwendig wunderthätiger oder ausserordentlicher Art, vielmehr waren sie wahrscheinlich bloß ordentliche und gewöhnliche Gaben. 2. Sie erregten viele Unordnung, Neid, Eifersucht, Feindseligkeit, Streit und Zank. 3. Paulus setzt kein großes Gericht darauf, legt ihnen keinen großen Werth bey.

Was das erste betrift, so kann man nicht absehen, wie man, 1 Cor. 12, 10. 28. 30. zufolge, alle diese Namen anders als von Aemtern und Verrichtungen verstehen könne. Um es nur an einigen zu zeigen: so fällt es in die Augen, daß die διακονιαι αντιλημψεις, κυβερνησεις, die in einer Reihe mitten unter den δυναμεσι ιαματων stehen, wohl nichts übernatürliches erfordern. Calvin hat sie zur Kirchenzucht gerechnet, und in seiner Liturgie durch die Anciens und Diacres nachgeahmt. Noch mehr! Die διακρισις πνευματων ist von frommen und gelehrten Auslegern so wenig für eine übernatürliche Gabe gehalten worden, daß Melanchthon über 1 Cor. 12, 10. anmerkt: „Ut initio primi authores et propagatores „anabaptisticae superstitionis magnam speciem religi„onis offundebant oculis hominum, jactitabant *sin„gulares revelationes* et narrabant *quales in corde*

„*motus*

„*motus ſentirent.* Haec nova ſpecies apud multos, „ut apud Caroloſtadium, pariebat eis admirationem. „Sed *Lutherus ſtatim animadvertit fucum*, quia „non docebant juſtitiam fidei, ſed efferebant ſuam „ſapientiam et ſua exercitia. Et in urbe Monaſteri- „enſi in Weſtphalia, priusquam erupiſſent manifeſta „ſcelera Anabaptiſtarum acerrime *adversatus eſt eis* „*initio Hermannus Buſchius*, vir nobilis et poëta, „cum ſegregationem facere inciperent Eccleſiae purae „a reliquis, quorum mores reprehendebant.“ Das iſt die ganze Sache. Melanchthon findet in der Unterſcheidungsgabe der erſten Kirche eben ſo wenig Uebernatürliches, als in der Unterſcheidungsgabe Luthers und Herman Buſchens. Man hatte ſeine Grundſätze, wornach man beurtheilte; man machte es alſo gerade ſo, wie man es in allen andern Arten des Umgangs und der Geſchäfte macht. So denkt der nämliche, vortrefliche Gottesgelehrte von der ἑρμηνεια γλωσσων und von den γενη γλωσσων. Er verſteht unter den letztern die natürliche Geſchicklichkeit, viele Sprachen zu verſtehen und zu ſprechen, ſo wie ſie Reuchlin z. B. beſeſſen, und unter der erſtern die Wiſſenſchaft, ſchwere Fragen aus einander zu ſetzen, ſo wie ſie Luther gehabt. „Ut quamquam *Caprio*, ſagt er, „novit multas linguas, tamen non potuiſ- „ſet controverſiam de juſtitia fidei aut poteſtate Epis- „coporum exponere, ut *Lutherus*.“ Womit will man darthun, daß in der langen Liſte von Gaben etwas übernatürliches vorkomme, da darinn nichts angedeutet wird, was wir nicht alle Tage vor unſern Augen ſehen könnten? Will man, mit dem H. D. Erneſti (in opp. theol.) das innere Herzensgebet darunter verſtehen, ſo ſehen wir nichts, was nicht nach der Ordnung im Reiche der Gnaden erfolgen könne.

Und

Und dieſe Gaben, waren ſie das, was das Chriſtenthum am ſchätzbarſten hat? Waren ſie nicht vielmehr hie und da, durch unverſtändigen, eiteln Gebrauch der eigentlichen chriſtlichen Vollkommenheit ſchädlich? Der Augenſchein in den vielen Klagen des Paulus lehrt es, wie viele Noth der Eigendünkel, die Selbſtzufriedenheit und die Prahlſucht der Begabten dem weiſen Apoſtel machten. Der ſchon mehrmal angeführte fromme Melanchthon deutet ſehr ſcharfſinnig auf die prahlhaften, eiteln graeculos, die die chriſtlichen Verſammlungen nicht zum Aufenthalt der Belehrung und Erbauung, ſondern gern zum Schauplatz ihrer Eitelkeit gemacht hätten, wo ſie ihre Beredſamkeit und Sprachkenntniß zeigen könnten; ſo wie ſie es in ihren gelehrten Geſellſchaften bey Vorleſung ihrer Gedichte, Deklamationen und Lobreden gewohnt waren: „quia, ut alioqui „graeci homines amarunt eloquentiam, ita magis „delectabantur cognitione multarum linguarum. —" „Vult autem Paulus dicentes in publico coetu non „*theatricam oſtentationem* inſtituere, ut apud Eth„nicos fuit uſitatum, *recitare Poëmata aut Panegy„ricos in ſpectaculis*: ſed ſervire utilitati diſcentium „et accendi pios affectus et invocationem." Waren nun dieſe Gaben für den Chriſten, der zur innern Vollkommenheit ſtrebt, ſehr zu beneiden? und können wir uns von den Verſammlungen, worinn noch ſolche Mißbräuche herrſchten, worinne man ſolche kleine elende Leidenſchaften mitbrachte, und deren Frieden und Zweck man durch ſolche nutzloſe, eitele Prätenſionen ſtörte, eine würdigere Vorſtellung machen, als von den gegenwärtigen chriſtlichen Verſammlungen, die ſchon gerader auf den Zweck der chriſtlichen Erbauung geführt werden?

Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Paulus aus allen diesen Gaben bey weitem nicht so viel macht, als einige neue Bewunderer derselben *). Sie erschwerten ihm seine Arbeit an den Gemeinen mehr, als wir es vielleicht jetzt denken, da sie so oft zu Verachtung, Eigendünkel, Sektirerey und kindischen Spielen Anlaß gaben, die alle von der innern Kraft der Gottseligkeit abführten. Bald hatte er hier einen aufzurichten, den der Mangel an Gaben, die andere besaßen, niederschlug und verzagt machte; bald mußte er dort dem aufgeblasenen Eigendünkel eines andern begegnen, der sich ein besserer Christ dünkte, weil er Geschicklichkeiten besaß, woran es andern fehlte; indem er allen zeigte, daß das nicht das höchste und Beste im Christenthum sey, sondern daß es Gaben gebe, die mehr werth seyn, und die ein jeder Christ erlangen könne und solle. So entscheidet er also endlich die ganze Streitigkeit 1 Cor. 12, 31. in den merkwürdigen Worten: Strebet nach den besten Gaben. Und ich will euch einen köstlichern Weg zeigen. Diese bessere Gaben, dieser köstlichere

*) Wir sehen nicht, daß sie die Menschen an Einsichten, Sinn und Herz besser machten. Beyde Briefe, die Paulus nach Corinth schreiben mußte, sind voll von Vorwürfen, deren man sich nicht gnug schämen kann. Wir wollen die Liste davon nur ganz kurz in den Worten eines großen, wahrhaftig frommen und sehr thätigen Gottesgelehrten der römischen Kirche hieher setzen: „Ego vero impuram dixi Ecclesiam corinthia„cam, advertens, quae S. Paulus illis objecerit. Namque si de caritate agitur, schismata et contentiones erant inter eos, qui in I. et II. Cap. neque leves. Si de *moribus*, inter vos auditur *fornicatio*, qualis nec inter gentes; si de *ritibus*, jam non est dominicam manducare, quod autem ad *doctrinam*, quoniam quidam in vobis, qui dicunt, *resurrectionem nullam esse*. Sarp.

re Weg sind das, was dieser große Apostel im folgenden Kapitel anpreiset: Glaube, Liebe, Hofnung. Von Wundergaben sagt er nichts!

„Allein, sagt man, die Stelle Marc. 16, 17. ist darinn nicht die Verheissung allgemein? Hat nicht Grotius selbst die Allgemeinheit derselben darinn erkannt? Ist die Wunderkraft also nicht ein gewisses „und nothwendiges Eigenthum des ächten christlichen „Glaubens?" Wir wollen es unter suchen. Doch zuvor ein Paar kurze Anmerkungen. Es ist eine merkwürdige Schwachheit des menschlichen Geistes, selbst in den größten Männern, daß er, wenn er erst einmal auf Erwartungen gerathen ist, denen alle gesunde Vernunft und Erfahrung entgegen ist, lieber zu den grundlosesten Hypothesen seine Zuflucht nimmt, ehe er auf den so natürlichen Gedanken geräth, an der Sicherheit seiner Hofnungen zu zweifeln. Da Grotius einmal gewiß zu wissen glaubte daß die Glaubigen Wunder thun sollen: so war er genöthigt anzunehmen, daß es keinen Glauben mehr unter den Christen gebe, weil er wohl bemerken mußte, daß es mit dem Wunderthun zu Ende sey. Was würde er aber geantwortet haben, wenn man ihn gefragt hätte, vorausgesetzt, daß es unter den Zuhörern Jesu bey seiner Bergpredigt einige gegeben, deren gerührtes Herz zu alle den himmlischen, herlichen Lehren dieser göttlichen Predigt Ja gesagt hätte, — die nun hingegangen wären und so himmlisch gehoft, so uneigennützig gewünscht, so warm und innig geliebt, so göttlich gelebt, kurz den Tugendweg betreten hätten, wozu sie die Reise-Karte aus dem Munde Jesu gelernet hatten, — die dann gestorben wären, ohne etwas von Wunderkräften gehört zu haben — waren das Christen, und hatten sie den wahren, ächten Glauben? Oder die Gemeinen, worinn das Evangelium

des Markus nicht gelesen wurde, oder, worinn es, nach Hieronymus Anzeige (im Briefe an die Hedibia), ohne die letzten Eilf Verse gelesen wurde? Sie konnten doch nicht daran denken, Wundergaben zu erregen oder zu gebrauchen, wovon sie nichts gehört hatten. Es ist also wohl in der angezeigten Stelle nicht von allgemeinen Wundergaben die Rede. Denn was sollten sie allen Gläubigen? Noth zu heben? Wozu alsdann die neuen Sprachen? Bezogen die sich nicht augenscheinlich auf das Amt der Apostel? Man hat gesagt, daß zur Ausbreitung des Christenthums in Asien, Afrika und Amerika auch diese Wundergabe der Sprachen jetzt nicht überflüßig seyn würde. Gewiß würde sie das nicht seyn. Bis anjetzt weiß man aber nicht anders, als daß die Missionarien diese Sprachen sehr mühsam haben lernen müssen. Und es ist gewiß, daß sie um ein grosses schwerer sind, als die griechische oder syrische zu der Apostel Zeiten, da man keine Sprachlehrer und Wörterbücher in denselben hat, ja da deutsche und englische Missionarien noch erst eine andere Sprache, die portugiesische, lernen müssen, um zur Sprache der Eingebohrnen zu gelangen. Wird man also die Verheissung nicht auf die Apostel einschränken müssen? Wird es nicht heissen müssen: „Es werden aber den „Christen solche Zeichen geschehen (— τοις πιστευσασι - παραχολουθησει) Man wird in meinem Namen u. s. w."

Es ist augenscheinlich, daß man, diesen Gründen zufolge, ein frommer Christ, ein geschickter und gewissenhafter Ausleger seyn könne, ohne in dem N. T. die Erwartungen ausserordentlicher Wunderkräfte zu finden. H. L. hat alle Wahrheitsfreunde aufgefordert, ihn über diese Materie zu belehren. Wenn sie es mit Wahrheitsliebe, nach ihrer besten Methode

und

und Ueberzeugung gethan haben, so verdienen sie doch wohl Hochachtung und Schonung? Was soll man nun von dem unwissenden Hohnsprechen eines Ungenannten im August 1776. sagen, der diese ganze Frage mit Stürmen und Brausen, mit hoch daher fahrenden Worten voll schwankenden Sinnes zu entscheiden glaubt?

Er begegnet denjenigen, die sich von der Hypothese, wie er sie selbst S. 126. nennt, über die Glaubens- und Gebetskraft nicht überzeugen können, mit der äussersten Unwürdigkeit. „Daß mit ihren „gedreheten hermenevtischen Regeln, die Glaubens„kraft auf 1700. Jahr zurückweisen, alles im Testa„ment zurückgewiesen sey — ist aus der Herren Logik „bewiesen. — Einer der deklarirtesten Gegner der „Glaubens- und Gebetskraft gestand mir: die Ver„heissungen seyn wirklich allgemein, aus der Bibel „lasse sich da nicht entgegenreden. Aber — über „so viel Bibliſches seyen wir mit Semmlers, Tel„lers, Eberhards und der Bibliothekare in Berlin „ewigem Oehllämpchen hinweg, warum nicht auch —! „Ich gab dem Manne die Hand." So viel wir wissen, sind diese Männer weder die einzigen, noch die ersten, die die gegenwärtige Wunderkraft des Glaubens und des Gebets leugnen, ja nicht einmal die einzigen, die sie blos auf die Apostel einschränken. Unter den Deutschen die erstern Reformatoren Luther, Melanchthon ꝛc. unter den Neuern Walch, Leß, Zachariä, Nösselt, unter den Engländern Middleton u. andere recht ausnehmend fromme und gelehrte Männer haben es gethan. Ist es nicht ein recht ekelhafter Eigendünkel, von diesen Männern mit solcher Verachtung zu reden, wie dieser Unbekannte, der eben so viel Unwissenheit als Plumpheit zeigt. Es ist augenscheinlich, daß sie eine weit einsichtsvollere

Achtung für das Christenthum hegen, als diejenigen, die dessen Verheissungen durch nie erfüllte Deutungen dem Spott bloßstellen. Denn gerade an solchen Erwartungen haftet der Leichtsinnige, der den Christen mit dem Glauben eines Senfkorns zur Versetzung der Berge auffordert.

Wozu aber diese Glaubens- und Gebetskraft? Die Schriften, die wir jetzt beurtheilen, halten sie für ein wesentliches Stück des Christenthums. Ganz wider die deutlichen Aussprüche der Schrift, ganz wider alle Geschichte und Erfahrung. Die Aehnlichkeit mit Christo, der Charakter des Christen wird überall in die Aehnlichkeit der Gesinnungen mit den Gesinnungen des Evangeliums gesetzt. Christus bezeugt ganz ausdrücklich, daß nur die, so den Willen seines himmlischen Vaters thun, ins Himmelreich kommen werden, und daß er viele, die doch in seinem Namen Teufel ausgetrieben, in seinem Namen viel Thaten gethan, nicht für die Seinigen erkenne. Wir wissen also mit aller Gewißheit, wornach wir die Christusliebe an uns und andern zu beurtheilen haben, wornach man seinen Wachsthum in dieser Christusliebe messen und was man sich zum Ziele seines christlichen Strebens setzen müsse; mit dem übrigen, mit der physischen Glaubenskraft, mit dem Wunderthun, damit mag es seyn, wie Gott will — was geht es mich an? So denke ich und andere fromme Christen; darauf suche ich bey mir und andern zu arbeiten. Mögen doch Wunder thun, die es können; sie mögen auch gute Christen seyn, aber wegen ihrer Wunder sind sie es nicht. Noch weniger sind diejenigen, die keine Wunder thun können, aber davon nur in unbestimmten dunkeln Phrasen hoch daher fahrend plaudern, deshalb bessere Christen. Am allerwenigsten sind sie es, wenn

sie,

sie, indem sie fühlen, daß sie selbst keine Wunder thun können, diejenigen, welche glauben, daß jetziger Zeit keine Wunder zu hoffen sind, für Buben, Neidteufel, Henker und Deisten schelten.

Nach Christus Sinn selbst ist, den Willen des himmlischen Vaters thun, zum Christen genug. Wenn dieser unsichtbare Geisteshauch die Herzen der Christen allgemein beleben wird, dann wird das goldene Zeitalter des Christenthums seyn. Ich sage nicht, ob wir das schon erlebt haben, oder wenn wir es noch erleben werden; das aber läßt sich mit aller möglichen Gewißheit sagen, daß das Christenthum durch Zeiten gegangen ist, wo alles von Wunderthätern wimmelte, und — wo das Christenthum unter dem Schutte des Aberglaubens und der Sittenlosigkeit begraben lag. Der Simeon Stylites, den man jetzt auf seiner antiochischen Säule, oder in seiner Eremitage ruhig wohnen lassen würde, dieser Simeon Stylites that, nach der Aussage vieler griechischen Kirchenscribenten *), unzählige Wunder. Aber Dodwell bemerkt auch sehr richtig: „Es „ist nichts, was der ganzen Sache der Wunder bey „den Atheisten mehr Schaden thut, als die Wunder„histörchen der neuern Legendschreiber **).“ Und alle die Wunder, was sollten sie erhärten? — Bey Tertullian ein tausend jähriges Reich, bey Cyprian die Göttlichkeit der Priestergewalt, und bey Theodoret die Vortreflichkeit des Mönchstandes.

*) S. Cave Hist. Litt. T, p. 439.

**) Atqui nihil est, quod miraculorum causſae universae apud Atheos magis noceat, quam recentiorum u. s. w.

Diese historischen Bemerkungen müssen schlechterdings ausmachen, daß wahre Christusliebe mit dem Wunderthun gar nichts zu schaffen hat, daß Aberglauben und Unsittlichkeit mitten in der Feenwelt der Wunderthäter sich recht wohl befinden, das wahre Christenthum aber dieser übernatürlichen Kräfte recht wohl entbehren kann. Es ist sogar etwas in der Begierde nach Wundern, das der Vollkommenheit des Christenthums gerade entgegen ist. Der Christ, der ohne Ungeduld und Vermessenheit den Willen seines himmlischen Vaters thun läßt, was das beste ist, dessen Sinn schon himmlisch genug ist, zu wissen, daß das Reich Gottes in uns ist, und auch durch Schmerzen und Leiden kann gebaut werden, der nicht sich gleich entrüstet, wenn Krankheit, Dürftigkeit, Kränkungen ihn beugen, der da weiß, daß wir durch das Alles zur Heiligung gelangen können und sollen — dieser ist ganz offenbar nach der Schrift ein besserer Christ, als wer Berge versetzen will.

Laßt uns sehen, wozu soll die Glaubens- und Gebetskraft? H. Pf. will, sie soll mir Hülfe schaffen, wenn ich sie nöthig habe. Der Sendschreiber sagt: „Wunder verlangen Sie keine. Aber doch „Erhörung, wenn Sie Gott um Wegnahme dieses „oder jenes Unangenehmen bitten? Ich verlange auch „keine Wunder: nur Hülfe, wenn ich in Noth bin. „Wunder oder nicht Wunder, davon kömmt mir „nichts in Sinn (S 45.)." Zwar doch Wunder, wenn es die Erhörung erfordert. — Aber ist dieses die Schriftlehre vom Gebet? Das Gebet muß erhört werden, wenn wir um die Wegnahme von etwas unangenehmen bitten. Von etwas Unangenehmen? O wie ganz anders hast du gebetet, du göttlicher Beter, als du den bittersten der Kelche trankst?

Nicht

Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe! Wie ganz bin ich der Deinige, wenn ich das erst aus deiner göttlichen Lehre gelernet habe! Warlich hierinn waren viele, die das Glück, deiner Unterweisungen zu genießen, nicht gehabt, bessere Christen, als viele, die deine Lehre durch eitele eigenwillige Erwartungen verunstalten. Denn diese soll das Herz in Ordnung bringen, unser Verlangen nach den Einrichtungen der Vorsehung, nicht die Einrichtungen der Vorsicht nach unsern kurzsichtigen Wünschen bestimmen. Es ist christlicher, wie der Pythagoräer Thymarides zu beten. Als seine Freunde ihn zu Schiffe begleiteten, nahmen sie von ihm mit dem Wunsche Abschied: „Es begegne dir von Gott, alles was „du willst." „Mit nichten, antwortete dieser weise Mann, „Gott gebe vielmehr, daß ich nichts an„ders wolle, als was mir von Gott begegnet." *) Es ist christlicher, mit den Lacedämoniern und dem Sokrates zu beten: Gieb mir, Gott! was mir gut ist, wenn ich dich auch nicht darum bitte, und entferne von mir alles Uebel, wenn ich dich auch um dasselbe bitten sollte. Das Unangenehme soll Gott wegnehmen? Das hat Paulus nicht erfahren. „Ich habe den Herrn dreymal gebeten, sagt er, daß „er von mir wiche. Und er hat zu mir gesagt: Laß „dir an meiner Gnade gegnügen." 2 Cor. 12, 8. 9. Das Unangenehme kann gerade das seyn, was zu unserm Besten gereicht, Jes. 28, 19. Anfechtung lehret aufs Wort merken, und wen Gott lieb hat,

*) Iamblich. in Vita Pythag. n. 145. Και τη ηδη επιβαντι τȣ πλοιȣ ειπεν, οσα βȣλει, παρα των θεων γενοιτο σοι, ω Θυμαριδα· Και ος ευφημειν εφη αλλα βȣλοιμεν μαλλον, οσα μοι παρα των θεων γενηται·

den züchtiget er, Ebr. 12, 6. Sprüchw. 27, 6. 1 Cor. 11, 32. Die rechte Gemüthsfassung in diesen Fällen ist denn nicht die ungeduldige Wundersucht, sondern die Gesinnung Davids: Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthiget hast, daß ich deine Rechte lerne, Ps. 119, 71. Das Gebet des unvollkommenern Christen geht nur dahin, des Unangenehmen loß zu werden, — er erkennet bloß Gottes Macht; wer aber schon zum vollkommnern Alter im Christenthum herangewachsen ist, der bittet Gott um Weisheit, seine Güte auch in den unangenehmen Fügungen wahrzunehmen, er strebt, Gottes Güte und Weisheit auch darinn zu fühlen. Wem diese Weisheit mangelt, der wird sie in dem reinen zweifellosen Vertrauen auf Gott finden. Um diese haben wir zu bitten, und die wird uns gewisser gewährt werden, als die Aenderung der physischen Gesetze. Der grosse P. Sarpi hat diese wahre und tröstliche evangelische Lehre der Erhörung des christlichen Gebets in folgenden vortreflichen Worten kurz vorgetragen: Nos Deum *humanis adfectibus* precamur; ille vero nos *secundum divinas rationes* exaudit *).

Es

*) Es ist auch wirklich nicht die Handlungsart der Apostel, daß sie aller Noth durch Wunder abhelfen. Sie arbeiteten doch warlich in einer edlen Sache, und wozu sie Gesundheit, Freudigkeit, Kräfte, mehr als gewöhnlich, nöthig hatten; wo sie Noth, Schmerz, Leiden antrafen, die um desto mehr hätten sollen durch Wunder abgeholfen werden, da sie sie in einer so guten Sache sich zugezogen, und da sie dadurch an dem fleißigen, glücklichen Treiben dieser guten Sache gehindert wurden. Wirkte aber diese wunderthätige Hülfe? Stand ihnen eine schöpferische Kraft zu Gebote: so mußte Epaphroditus, dieser nöthige

Es ist daher die Allgemeinheit einer wunderthätigen Gebetskraft in der Schrift nicht zu finden.

nöthige Mitstreiter Pauls nicht in die Noth einer tödtlichen Krankheit kommen — so mußte Paulus nicht die Hände in den Schoos legen, und abwarten, daß es mit seiner Krankheit erst zur Todesgefahr gediehe — daß durch die Nachricht davon die ihn liebenden Gemeinen bekümmert würden — er mußte die allezeit fertige Schöpferkraft geltend machen, und dem Werke des Christenthums einen Mann wiedergeben, durch dessen Unthätigkeit die Arbeit an demselben so beträchtlich litt, und der es so sehr verdiente, unter keinerley Art der Noth zu schmachten. — Ueberhaupt woher so viel Leiden und Trübsale zu den apostolischen Zeiten, wenn man nur Glauben haben, wenn man nur wollen durfte, um alle Noth zu heben? woher die große lange Liste von Gefährlichkeiten, woher die Geisselungen, woher die Schiffbrüche, woher insonderheit die Ketten und Banden, indeß daß sich falsche Apostel in den Gemeinen einschlichen, und das Unkraut säeten, wo die ächten Lehrer des Christenthums mit so vieler Mühe den Weitzen gesäet hatten — indeß daß die Bitterkeit eines grauenvollen Kerkers ihnen noch dadurch vermehrt wurde, daß die Spaltungen, die Irrthümer, ja die Laster überhand nahmen? War hier nicht der Fall der Hülfsbedürftigkeit in dringender, allgemeiner Noth? Halfen hier nicht die Apostel durch Wunder? Nein! Statt dessen nichts als gelassenes Abwarten, ohne ungestümes Aechzen nach Hülfe, Beruhigen des ungeduldigen Keuchens, Lindern des gewaltigen Schmerzes, — nicht durch Heben desselben — sondern durch den himmlischen Sinn, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden — daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum besten dienen. Diese Denkungsart beruhigt am sichersten, und giebt die nutzbarste und wirksamste Thätigkeit. Da man in der Voraussetzung, daß Gott unmittelbar hilft, die natürlichen

Mittel

Das Evangelium müßte uns haben, auf ewig, an sehr unvollständige Begriffe vom wahren Gute und wahrem

Mittel vernachläßigt; so sucht man sie in der entgegenstehenden Voraussetzung auf, verbessert und erhöhet seine natürlichen Kräfte, und fühlt genug Gotteskraft in sich, wenn die Kräfte Diener des göttlichen Willens sind. „Wir müssen, sagt Kambyses beym Xenophon, „gehörig selbst dazu Hand anlegen, das „Unsrige thun, und alsdann Gott um gute Gaben anflehen. — „Ja! antwortet Cyrus, ich weiß es, daß du immer zu sagen „pflegtest, viele Gebete seyn ungerecht; z. B. wenn schlechte „Reiter um den Sieg im Pferdegefecht, oder ungeschickte Bo„genschützen im Schiessen über geschickte Bogenschützen verlan„gen; wenn Leute, welche die Steuerkunst nicht gelernt haben, „gern durch ihr Zuthun das Schiff retten möchten, oder wenn „ein Landmann, der nicht gesäet hat, Gott um eine reiche Ernd„te bittet *)." Wir können hinzufügen: und wenn einer ohne die Arzneykunst gelernt zu haben, um Kraft zu heilen betet, und wenn einer, unzufrieden mit dem Ruhm, den ihm seine Naturgaben und sein Fleiß, gleich andern Menschen, schaffen können, betet, daß er ein ausserordentlicher Mensch seyn möge.

Wie aber, wird unter dieser gelassenen Zufriedenheit mit den göttlichen Wegen die christliche Gemeinnützigkeit und Thätigkeit nicht leiden? Das möchten die neumodischen Vertheidiger der Wundergaben gern zu verstehen geben. Wir müssen uns hier wieder in die Schranken der Erfahrung zurückziehen.

Ich

*) Xenoph. Cyrop. L. I. Cap. 6. n. 5. 6. Παρεχοντες αν εαυτους, οιους δει, ωτως ημιν εδοκει και αιτεισθαι τα αγαθα παρα των θεων· — Και γαρ οιδατε λεγοντα αει, ως ουδε θεμις ειη αιτεισθαι παρα των θεων ουδε ιππευειν μη μαθοντας νικαν· ωτε μη επισαμενους τοξευειν τοξευοντας κρατειν των επισαμενων τοξευειν· κ. τ. λ.

wahrem Uebel binden wollen, hätte uns müssen auf ewig alle besseren Einsichten von der unsichtbaren regelmäsigen

Ich sehe, daß vieler Noth auf dem gebahnten Wege des Naturlaufes geholfen wird. Ich sehe, daß die Kunst der Aerzte Krankheiten heilt, durch Arzneyen, deren Kräfte man durch Erfahrung und Theorie kennt; es muß also in dem Plane der Vorsehung seyn, daß durch solche Mittel solche Uebel gehoben werden; die Schicklichkeit dieser Mittel, die der Weltschöpfer in sie gelegt, solche Krankheiten zu heilen, ist mir Andeutung genug davon. Meine Begierde, durch natürliche Mittel zu helfen, stimmt also im herrlichsten Wohlklange mit der Tendenz der Weltenrichtung, und also dem Willen der Vorsehung zu einerley Absicht. Aber was berechtiget mich, Wunder zu fordern? Der Mangel der natürlichen Mittel? Ist der ausgemacht? und wenn er es ist, wo hast du nun Aud.utung, daß Wunder diesen Mangel ersetzen sollen? Erfolgt also keine Hülfe, so sage: es ist des himmlischen Vaters Willen, daß ich leide. Auf! nutze dein Leiden, damit du am Ende sagen könnest: Ich danke dir Gott, daß du mich gedemüthigt hast. Denke nicht, daß die Sphäre deiner Thätigkeit werde verengt werden, wenn du deiner Meynung nach auf bloße natürliche Hülfe herabgesetzt bist. Es ist noch Uebel genug da, wofür ein heilendes Kraut gewachsen ist; aber gehe hin, und suche es auf, gehe hin, und forsche in dem Schatze der Natur; und wenn du nichts mehr zu suchen hast, wenn das Vorrathshaus aller Heilkräfte erschöpft ist, dann komm, und klage, wenn du darfst, über den engen Krais der natürlichen Hülfskraft.

Mit diesen Gedanken, worauf uns die Betrachtung Gottes in der Natur führt, stimmt die h. Schrift genau überein. Sie brandmarkt die Begierde nach wunderthätiget Hülfe als ein eigensinniges, stolzes Versuchen Gottes. Die Anwendung, die Jesus von den Worten (5. Mos. 6, 16.) macht: **Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen**, womit er die

Auffords-

gelmäßigen Regierung Gottes verbieten wollen, wenn diese Erwartungen sollten fortdaurend und allgemein seyn. Wem fällt es hier nicht in die Augen, daß ein Christenthum, welches die Gemüther zu steten wunderthätigen Erwartungen stimmte, anstatt den Menschen besser und weiser, ihn vielmehr geringer und schwächer machen würde? Es erhellet aber auch das gerade Gegentheil von diesem Allem aus den apostolischen Schriften. Paulus erklärt (1. Cor. 13. 9.) die Wundergaben für unvollkommne Anfangsgründe des Christenthums, die der Kindheit desselben angemessen waren, aber dereinst dem vollkommnern Platz machen müßten. Waren sie Ueberzeugungsmittel, Lehrmethode: so mußte man sie als solche endlich entbehren lernen, wofern das Christenthum stets der Vollkommenheit entgegen wachsen, und die schwächern Schritte zu stärkern führen sollten. Glaube, Liebe, Hofnung, moralische Tugenden und also Zweck mußten aller Zeiten seyn, und je erleuchteter und kräftiger sie wurden, desto mehr mußte man der schwachen Anlei-

Aufforderung des Versuchers zurückwies (Matth. 4, 7.), und die häufigen Stellen, 2. Mos. 17, 2. 1 Cor. 10, 9. Hebr. 3, 9. zeigen deutlich, daß darunter das Verlangen nach Wundern verstanden werde. Die Schrift beschreibt also dieses Verlangen nicht als einen Beweis von der Stärke des Glaubens an Gott, sondern vielmehr des Unglaubens, dem die Spuren der göttlichen Macht und Güte, die in dem Reiche der Natur überall zu finden sind, zur Zufriedenheit mit Gott und zur Liebe desselben nicht genügen. Dieses haben rechtschaffene und gelehrte Ausleger immer erkannt. Wir wollen nur Hammonds Worte über Matth. 4, 7. anführen: Hac phrasi *tentare Deum* non significari *nimiam fiduciam in Deum*, sed potius *incredulitatem*, adparet ex multis locis, quibus utuntur sacri scriptores.

Anleitungen dazu *) entbehren lernen. Es ist eine ganz unevangelische Erwartung, seine physischen Kräfte durch das Christenthum unmittelbar erhöhen zu wollen; und die Gaben zum Zweck zu machen, die nur den Zeitumständen angemessene Mittel seyn sollten. Es ist eine höchstgrobe Vorstellung von der guten Willenskraft, sie durch Wunder wirken zu lassen. Derjenige, der durch die natürlichen Mittel helfen will, Tag und Nacht sinnt, um die menschlichen Uebel zu erforschen und ihre Arzneyen kennen zu lernen, und dann sie gewissenhaft, unermüdet und uneigennützig anwendet, ist so hülfreich, ja noch weit hülfreicher, ja noch weit liebevoller, als der unthätig dasteht, seine Einbildungskraft in Flammen setzt und Wunder erwartet. So haben die ältesten Kirchenväter von den apostolischen Wundergaben gedacht.

„Ehe-

*) In einem Aufsatze: Vom höhern Christenthum (im D. M. 1776. XI. St. S. 1008) stehet folgendes: „Die höchste Stu„fe des Christenthums ist, Tugend wirken, weil man weiß und „fühlet, daß Gott in uns wohnet — Wer auf der höch„sten Stufe des Christenthums steht, in dem will Gott „wirken. Der soll nie beten unerhört. Der soll Wun„der thun; ihn sollen Schlangen nicht vergiften, das Feuer „nicht brennen.“ Ist jemals etwas gerade wider alle Vernunft und Schrift behauptet worden, so ist es dieses. Selbst die Vernunft lehret uns, daß ein unendliches Wesen die Bitten endlicher Geschöpfe nicht beständig erhöre Die Schrift weiß von dieser höchsten Stufe des Christenthums schlechterdings nichts. Christus selbst betete: Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir! O der ausschweifenden Schwärmerey, die ihre falsche Empfindungen uns für die höchste Stufe des Christenthums aufdringen will! O des Eigendünkels, der mehr zu seyn begehrt als Christus selbst!

„Ehemals, sagt Chrysostomus, konnte Paulus „Schnupftuch mehr Wunder thun, als jetzt al„le Christen mit zehentausend Gebeten und Thrä„nen *).“ „Damals, sagt Augustinus, „als „die Welt noch nicht gläubig war, waren die „Wunder nöthig, damit sie gläubig würde. Wer „jetzt Wunder verlangte, um glauben zu kön„nen, würde selbst das größte Wunder seyn **).“ Dieß sagt Augustinus schon von seinen den Zeiten der Apostel viel nähern Zeiten — und jetzt will man Wunder verlangen?

Das zu begreifen, wie das Bedürfnis der Zeiten die ebengedachte Methode heischte, dazu gehören freylich mehr als gemeine historische Kenntnisse, und diese historische Kenntnisse werden ewig der einzige Schlüssel zum Verstande aller Schriften in der Welt bleiben. Alle Sätze, die nicht nothwendig sind, und die also nicht durch innere Evidenz ihren bestimmten Sinn erhalten, woher sollen die diesen Sinn erhalten, als durch den Zusammenhang mit Zeit, Denkungsart, Bedürfniß und das ganze System von Umständen, wovon sie selbst ein Glied sind? Muß man, um das zu erforschen, nicht Ausleger, und — gelehrter Ausleger seyn? Es ist daher etwas unglaublich widersinniges, wenn man mit einer Anmaaßung hervortritt, die allen Vernunftsinn stutzig macht, — sie auf die Schrift gründet; aber die Auslegung der Schrift als etwas verächtliches verhöhnt. „Mö„gen sie denn also, sagt der Sendschreiber (S. 65), „das neueste Auslegungsgekäue wieder aufwärmen „und zu Gaste schreyen, wen sie wollen.“ Anstatt

zu

*) De sacerdot. L. IV.

**) Aug. de Civ. Dei, L. XXII. c. 8.

zu verachten, sollte der stolze Ungenannte widerlegen. Oder ist etwa verachten leichter als widerlegen? Darf man dort nur sehr viel Eigendünkel, muß man hier sehr viel Wissenschaft haben?

Also — nicht ob man, sondern wie man auslegen solle? — das ist die Frage. Sind die Wundergaben allgemein, sind sie mehr als Lehrbeweise? Der Sendschreiber meynt ja, sie sind mehr, oder vielmehr sie sind Lehrbeweise nur nebenher. „Warum, sagt er S. 108. warum denn immer so im „Kreise menschlicher Bedürfnisse? zu Leidenminderung und Freudenmehrung? dem: Glaube nur immer? und immer so in Stille? und kaum neben ein „darauf, als auf Lehrbeweise, sich beziehend? und „das Verbot sie auszukünden? und an so armen, „unscheinbaren Leuten? und nie expreß im Angesichte der Ungläubigen? nie, wenn die Pharisäer „solchen Beweis foderten?" Wenn es eine Schwierigkeit ist, daß Christus seine Wunder auszukünden verboten, — sie an armen Leuten — nicht im Angesichte der Ungläubigen — nicht auf Verlangen der Pharisäer verrichtet, — so ist sie durch die Hypothese der Gebetskraft nicht gehoben. Denn warum sollten — unabhängig von ihrer Beglaubigungskraft — seine wohlthätigen Wunder nicht bekannt werden? Ist doch jetzt das Rufen von Wundern laut genug, von ihrer gegenwärtigen Möglichkeit, Wirklichkeit, — Riefen die Herolde der Wunderhypothese nicht vor kurzem immer hin — da thut eine Magd Wunder! — Hier thut Gaßner Wunder, dort thut Schröpfer Wunder! — obgleich jetzt noch kein einziges Wunder geschehen ist. Warum machte Christus seine Wunder nicht bekannt, da die Vertheidiger der physischen Glaubenskraft mit den ihrigen so brausend herausfahren? Aber eben das beweiset genug,

nug, welches die liebevolle und weise Methode Jesu war. Er fieng bey dem Volke an, bey dem Volke wollte er sich Glauben verschaffen, das bedurfte sein, das war seiner empfänglich. So lange das noch seinen Hals dem jüdischen Aberglauben und der Priestergewalt willig hergab, und den Priestern ihre religiose Tyranney leicht machte, war es wohl von solchen Menschen schwerlich zu erwarten, daß sie sich der Oberherrschaft, die ihnen so bequem und angenehm war, freywillig begeben sollten. Wenn das Volk erleuchtet und gebessert war, mußte sie von selbst fallen. Er predigte den Armen ein Evangelium, eine angenehme Botschaft; den Mächtigen war seine Lehre eine sehr unwillkommene Botschaft. So geht es mit allen Religionsverbesserungen. Oder meynet man, daß Luther besser gethan hätte, wenn er, statt seinen Mitbürgern in Sachsen über die Unterdrückungen die Augen zu öfnen, nach Rom gegangen wäre, und in der Peterskirche vor den römischen Prälaten, von dem Gottesdienste im Geiste und in der Wahrheit, von der Entäusserung ihrer unnöthigen Reichthümer geprediget hätte? Wo ein ganzes Volk erleuchtet wird, da folgt alles übrige von selbst. Das ist die Ursach, warum Christus sich nicht an die Pharisäer wandte — Ferner: mit allen Wundern konnte Jesus immer seines Zweckes, ein geistliches, unsichtbares Reich zu stiften, noch verfehlen; so lange noch nicht durch belehrende Begebenheiten, durch seinen Tod und dessen große Folgen, endlich die Hofnung an einen irrdischen Messias aus dem Herzen des Volks ausgerottet und anstatt dessen himmlische Erwartungen eingepflanzt wurden. Die Juden waren es an ihren Propheten gewohnt, daß sie sich durch ausserordentliche Thaten ankündigten. Christus würde also leicht seyn mit andern Nationalpropheten vermischt

worden,

worden, wenn er nicht durch weises Entziehen vor der Menge seinen Lehren und Thaten Zeit gelassen hätte, bessere Einsichten zu erwecken und diesen, zu seligern Veränderungen zu reifen. So waren seine Wunder zugleich wohlthätig und beweisend; sie verschaften ihm Liebe und Vertrauen; diese Liebe, dieses Vertrauen aber sollten erst den Menschen nützlich werden, wenn sie lernen würden, was sie an Christus haben sollten. Das ist die Ursach, warum er oft seine Wunder wolte verhelt haben. —

Das mag uns denn den Schlüssel zu dem Betragen Jesu bey seinen Wundern geben. Es ist augenscheinlich, daß auch bey ihm die geistliche Hülfe, Zweck, und die leibliche, Mittel war. Für beyde Arten bleibt uns immer auf dem natürlichen Wege gnug Gutes zu thun übrig; wer darauf unermüdet ist, wird der göttlichen Natur immer mehr theilhaftig werden. Wie kann man nun mit dem Einwurfe etwas auszurichten glauben, worauf der Sendschreiber S. 94. 95. ein so großes Gewicht setzt: „Wenn „einer hingienge und bey Joh 15, 17. Das gebiete „ich euch, daß ihr euch unter einander liebt. ꝛc — „also schließen würde. Was in einer Privatunterredung, bey einer besondern Gelegenheit, zu besondern Personen geredet, und ihnen in Absicht auf „ihre Umstände, und Pflichten eigentlich empfohlen „worden: das kann anders nicht angehen. — Also, so — also — also ist das gar nicht die Meynung „Christi, daß seine künftigen Bekenner in künftigen „Zeiten sich unter einander lieben sollen. —" Wer so schließen konnte, würde schwerlich gesunde Vernunft und gemeines Menschengefühl haben. Denn er würde nicht wissen, daß nach Jesu ausdrücklicher Lehre (Matth. 22.) an der Liebe Gottes und der Menschen das ganze Gesetz und die Propheten hangen,

daß alle Menschen den Trieb zu dieser Liebe in ihrem Busen und den Beruf dazu in ihrer Vernunft und in ihrem Gewissen tragen; da ein jeder das Gebot zu lieben erfüllen kann und muß, weil es der Einrichtung der menschlichen Natur eingewebt ist, indeß daß ein Gebot Wunder zu thun, nicht, wer da will, erfüllen könnte und es also widersinnig seyn würde.

Man wird schon bisher gemerkt haben, daß bey all diesem wunderthätigen Christenthum eine besondere Theologie zum Grund liegen müsse. Und so ist es. Die Grundsätze zu dieser Theologie werden uns in dem Sendschreiben vorgelegt (S. 61.) und sie kommen auf das hinaus, was man aus den Behauptungen des H. L. vermuthen konnte, was er aber selbst ausdrücklich hat läugnen wollen, alle nemlich auf eine physische Einwürkung Christi vermittelst des Glaubens. Der Glaube ist, nach diesem Sistem, nicht eine bloße moralische Operation der Seele, die man sonst Ueberzeugung und Vertrauen nennt; Er ist ein Ausfluß einer subtilen Materie aus dem gläubigen, die sich mit den Ausflüssen Christi vereiniget, und durch diese Vereinigung übernatürliche Würkung hervor bringt.

Man urtheile aus folgenden Stellen: „Unsere „moralische sinnliche Gemeinschaft mit Gott ist jetzt „schwach. Die Gemeinschaft habenden berühren „sich in wenig Punkten. So viel heterogene Theile „hindern nähere, innigere spürbarere Einigung. „Wie homogen es sich immer zu einigen, zusammen „zu fließen sucht, so strebts im Menschen immer „nach Einigung mit Gott. — Jesus Christus ist „der Mittler zwischen Gott und Menschen. Er „nimmt die heterogenen Theile weg; Sammlet, „läutert die Homogenen. — Christen sollen eins „seyn mit Christus. —" Wir können diese Theologie

logie Ihren Bewunderern lassen, wofern sie dieselben nur nicht als das beste und wesentlichste, als eigentliche Schriftlehre aufdringen, und darauf Erwartungen gründen, die den Christen an dem Christenthum irre machen können und müssen. Die ganze Theorie ist weder neu, noch ungewöhnlich; sie ist bey Jacob Böhme und seinen Verehrern in ihrer ganzen Ausdehnung auf die Glaubenslehre und Sittenlehre zu finden. In der Schrift ist nichts davon enthalten; diese setzt die Einigung mit Gott in nichts, als in die Einigung des Willens und der Gesinnung, und man kann den wärmsten Christen auffodern aus den Worten: Seyd barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist. — „Nachdem der euch berufen hat, und heilig ist, seyd auch ihr heilig in allem euren Wandel." — Nachdem allerley seiner göttlichen Kraft (was „zum Leben und „göttlichen Wandel dienet) uns geschenket ist durch „die Erkänntniß des, der uns berufen hat durch „seine Herrlichkeit und Tugend — daß ihr durch dasselbe theilhaftig werdet der göttlichen Natur, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt: so wendet allen euren Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Bescheidenheit u. s. w. (worinn uns recht eigentlich die Art der Vereinigung mit Gott angegeben wird), etwas anders als diese Annäherung durch Sinn und Willen herauszubringen. Mehr darinn zu entdecken, würde, obgleich diese neuen Schwärmer es uns gern überreden möchten, weder die Kraft Gottes noch des redlichen Christen vergrössern. Denn die Verehrung dieser Kraft Gottes leidet dadurch nichts, daß sie sich nach einem festgesetzten Plane seiner Weisheit äussert und die Kraft des Christen, die am besten ist, wenn sie moralischer

Natur ist, gewinnt, — wenn er, — statt durch eine mechanische Operation auf die Körperwelt zu wirken, den Willen zu beherrschen und dem Willen Gottes, wie er in dem regelmäßigen Weltplane sichtbar wird, zuzustimmen lernt.

Nachdem nun also weder exegetische noch historische, noch philosophische Gründe den evangelischen Christen zur Erwartung einer Wunderkraft berechtigen: so bliebe nun wohl nichts übrig, als diese Erwartungen durch einige wirkliche Wunder auf der Stelle zu rechfertigen. Kann jemand dieses, so wollen wir schweigen. Allein diesem Einwurfe, dessen ganze Stärke die Herren Vertheidiger fühlen, wollen sie ganz kurz mit der Beschuldigung begegnen: Es fehlt, am Glauben, es fehlt an ächten Christen. Gleichwohl giebt H. Pfenninger den elenden Gaßner noch nicht auf; es sind, nach seinem Berichte, nicht bloß schwache Köpfe, die noch was auf Gaßnern halten, — ein Vater eines jungen Philosophen schreibt, daß dieser Sohn die „gaßnerischen Exorcismen ge„sehen, den Mann bewundere, aber kein Urtheil „fälle;" Es gebe starke Köpfe, die behaupten, „die „Sache sey höchst untersuchungswerth und sollte auch „nur eine glückliche lehrreiche Anatomie des Betruges „und ein anschaulicher Beweis von der Allmacht des „Gerichtes und der Leichtglaubigkeit erreicht werden." Wir glauben fest, das einzige untersuchungswerthe bey diesem ganzen nichtswürdigen Gaukelspiele sey zu erfahren, warum manche rechtschaffene und sonst verständige Männer sich nicht schämten und von einem so albernen Menschen sich so lange äffen liessen. An der ganzen Gaukeley an sich ist jetzt wahrlich! nichts mehr zu untersuchen. Was hätte denn nun Gaßner und nicht Lavater, der doch gewiß ein besserer Christ ist, als Gaßner, — was hätte denn Gaßnern

nern mehr als Lavatern würdig gemacht, das Werkzeug der schöpferischen Kraft zu seyn, die Teufel austreiben soll? die grössere Glaubenskraft? also das bessere Christenthum? Wahrlich wenn ein ächter Christ, wenn ein wahrer Gläubiger diesem elenden Dummkopf ähnlich seyn muß, so ist es Pflicht, kein Gläubiger zu seyn.

Wir haben nicht ohne einige Befremdung wahrgenommen, daß H. Pf. den Vorwurf des bremischen Prüfers: „Lavater behaupte: wer nicht die Gabe Wunder zu thun habe, werde verdammt," nicht geradezu und aufs förmlichste und kräftigste abgeläugnet hat. Wir sind weit entfernt, ihm diese Meynung zuzuschreiben. — Allein warum nicht rund heraus erklärt: Es ist falsch, wir halten einen jeden, den Glaube, Liebe, Hofnung belebet, für einen ächten Christen? warum nur so weitschweifig um den Berg gegangen? „Lavater begreife unter den Geistesgaben nicht blos die Gabe, Wunder zu thun. — „Ein jeder christlicher Moralist mache sich sein Ideal „von einem Christen nach den Forderungen des Evangeliums, und wenn denn auch daraus folgte, daß „Millionen, und Millionen Menschen in christlichen „Ländern nicht ächte Christen seyn; — daß er um „deswillen von den Forderungen des Evangeliums „nichts dürfe abgehen, abmarken lassen? besonders „wenn Verheissungen dazu gegeben würden, die die „Leistung der evangelischen Forderungen sehr möglich „machen." Heißt denn das nicht, H. L. mache sich auch sein Ideal von einem Christen, und wer dem nicht ähnlich siehet, sey kein ächter Christ? Wir wiederholen es, daß wir den angeführten Satz H. L. nicht zuschreiben wollen, aber, da er ihm einmal zugeschriebeu war: so mußte er förmlicher abgeläugnet werden, so war es nicht genug, endlich sich damit zu

begnügen: (S 131.) „wie denn Gott eine Menge vom „allgemeinen Verfall der Zeiten beynahe unwidersteh„lich hingerissene Individuen dereinst richten werde? „Dies ist eine andere Frage, auf die weder Christ „noch Philosoph zu antworten weiß. Uns heißts: — „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! — „wer hat Lavaters Schriften gelesen, und seine „großen — von einem liebreichen Herzen und philo„sophischen Kopfe zeugenden Hofnungen in Hofnung „des Menschengeschlechts — nicht gemerkt?" O ja diese Hofnungen hat man bemerkt, nur nicht immer, daß sie von einem philosophischen Kopfe zeigen, da sie aber, diese Hofnungen immer die wundervollen Einflüsse zum Grunde haben: so möchte das durch die übernatürlichen Foderungen beunruhigte Herz in den eben so übernatürlichen Hofnungen die Ruhe nicht wieder finden, die es durch die Unerreichbarkeit der Forderungen verlohren hat. Dieses, dieses ist die Ursach, warum man es gewiß wissen muß, daß die Gesinnung alles sey, und daß man, ausser derselben, zur Vollständigkeit des Ideals eines Christen, nichts mehr suchen dürfe. Denn über diese Gesinnungen, und nur über diese, können wir unserer Sache gewiß werden, ob wir sie haben, oder ob wir sie nicht haben? Wer kann uns sagen, welcher Grad des Glaubens zum Berge versetzen genug sey? Und wenn ich nun hundertmal, mit immer neuer Emporspannung meiner Einbildungskraft, angesetzt habe, und immer vergebens — das Wunder will nicht kommen: so muß ich endlich auf einen von den verzweifelungsvollen Gedanken kommen, entweder mit den Verheissungen des Christenthums hat es nicht viel auf sich — oder das Christenthum ist eine Sache, die ich nicht erreichen kann. Wie leicht gerathe ich dann in Gefahr, mich um die wahren Se-

ligkeiten

ligkeiten des Christenthums zu bringen, indem ich den eingebildeten nachjagte.

Man wird bemerkt haben, daß ich bisher von dem Begriff eines Wunders, von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit desselben, nach einem gewissen Begriffe, nicht ein Wort gesagt habe. Es mag damit seyn, wie es will; genug, wir finden die allgemeine Erwartungen wunderthätiger Kräfte weder in dem N. T. noch in der Analogie der christlichen Religion. Das ist die einzige wahre Ursach von meinem Unglauben an die Allgemeinheit der schöpferischen Kraft. H. Pf. will eine andere gefunden haben; und ich will nicht darüber mit ihm streiten; denn ich stehe nur für mich selbst. Und da bin ich es mir denn sehr wohl bewußt, daß es der „vermuthliche Grund der „Lächerlichkeit der lavaterischen Meynung bey gewissen Philosophen," den H. P. glaubt ausgefunden zu haben, bey mir, und vielleicht bey manchem andern ehrlichen Manne, nicht ist. Er sagt (S. 23.): „Ich denke nach, was denn etwa in den Augen gewisser Philosophen, die dabey die biblische Geschichte nicht läugnen — diese Hypothese so gar „lächerliches und kindisches haben möchte! und siehe, „ich finde folgendes: die Herren bauen und trauen so „keck und kühn immer die ganze Theorie von Wundern auf die Definition: Miraculum est eventus „supernaturalis, qua extraordinarius spectatus. Jedes Wunder heißt eine Ausnahme von Gesetzen der „Natur." In dieser ganzen Vermuthung nun ist H. Pf. vollkommen unrichtig daran. Der Philosoph, dessen Definition an allem Unglauben Schuld seyn soll, (A. G. Baumgarten), war ein aufrichtiger Bekenner der Wunder, und ist als ein solcher gestorben. Er richtete auch sogar seine Definition recht ausdrücklich darauf ein, dieselbe der theologischen

Theorie von den übernatürlichen Gnadenkräften anzupassen und also das Uebernatürliche im Gnadenreiche zu behaupten, ohne die Anzahl der Wunder zu vermehren; und er hatte hierinn den Sprachgebrauch der theologischen Schulen vor sich. Wenn er also eine Schule hat: so haben seine Schüler nicht nöthig, um ihres Lehrers Definition willen, irgend ein Wunder in der Welt zu läugnen; denn er gesteht, und vermuthlich seine Schüler mit ihm, daß Wunder absolut, und in Ansehung der Macht Gottes hypothetisch möglich sind, daß sie auch, mit Gottes Weisheit und Güte gedacht, nicht allemal moralisch unmöglich sind. Es ist also gerade das Gegentheil von dem, was H. Pf. von gewissen Philosophen so unphilosophisch vermuthet. Sie läugnen die Wunderkräfte der Christen nicht, weil sie ausserordentliche Begebenheiten sind, sondern weil man sie zu ordentlichen Begebenheiten machen will; nicht weil sie Ausnahmen von den Gesetzen der Natur sind, (die sie sich gar wohl denken können) sondern weil die Wunder, nach Hrn. Lavaters und seines Freundes und Anbeters Pfenningers Theorie, „in rerum naturam" gehören sollen; denn diese Philosophen begreifen leicht, daß sie alsdann gar keinen Begriff mehr von einem Wunder haben würden, daß alle Ordnung der Natur, und folglich alle Erfahrung und Wissenschaft aufhören würde, kurz, daß sie diese Vermischung des Natürlichen und des Wunders auf eine Vermischung Gottes mit der Welt führen möchte, wobey sich leicht eine erleuchtete Religion nicht so gut befinden dürfte. Wir sagen es noch einmal: es ist das Ordentliche und Gewöhnliche, nicht das Ausserordentliche in den Wundern, was dem Philosophen den Glauben an die Allgemeinheit der Wunderkräfte verbietet. Er sieht gar wohl, was das sagen will:

die

die Wunder sind keine Ausnahmen von den Gesetzen der Natur. Nämlich man zerstört alle Ordnung der Natur, um sagen zu können, die Wunder sind keine Ausnahmen davon; und dieß nachzusagen, dazu kann sich ein wahrer Philosoph nicht entschliessen. Dieß ist die eigentliche und vernünftige Ursach der Vis inertiae seines Glaubens an häufige Wundererzählungen. Da ihn der Anbau seiner Vernunft zur Erwartung einer steten Regelmäßigkeit und Ordnung in der Natur gewöhnt hat: so glaubt er es der tiefen Verehrung, der Weisheit des Höchsten schuldig zu seyn, sich nur durch die unwiderstehliche Evidenz, nur durch die gewisseste Ueberzeugung, daß bey dem Wunder kein Betrug seyn, und daß es der höchsten Regierung Gottes nicht unwürdig seyn könne, zu beruhigen. Der Unwissende lebt in einer Feenwelt. Alles um ihn herum wimmelt von Wundern; aber der Philosoph untersucht, ziehet natürliche Erklärungen den unnatürlichen vor, und läßt sich nicht Mährchen für Thatsachen aufbinden.

Hrn. Pfenningers ganzes Raisonnement hierüber ist unbeschreiblich seicht, und dabey, bey aller schleichenden Wortkünsteley, auch nicht selten sehr hämisch. Dazu rechnen wir, was er S. 19. 23 bis 26. u. a. m. von gewissen Philosophen, von heimlichen Deisten, von deistisirenden Christen vorbringt. Wer es weiß, welch ein unauslöschlicher Schandfleck es in den Augen der meisten Christen ist, ein Deiste zu seyn, wer es weiß, welchen unauslöschlichen Schandfleck die neuerlichen Begünstiger überspannter Empfindungen und darauf gebaueter grundloser Lehrsätze der Benennung eines Philosophen anzuhängen suchen, der wird leicht sehen, in welcher Absicht H. Pfenninger die Sache so drehet, wie er sie drehet. Aber ich appellire an den Menschenverstand, auf den

sich Herr Pfenninger auch berufen will, ob es erlaubt, und ob es nur ein Zeichen einer guten Sache sey, sich solcher gehässigen Insinuationen zu bedienen. Ueberhaupt scheinen die neuern Freunde dieser Theorien in den Mitteln, ihrer Sache fortzuhelfen, gar nicht delikat zu seyn. Sie gehen nirgend gerade zu, sondern drehen sich durch Winkel, die derjenige verschmähet, der den geraden Weg der Wahrheit und Vernunft zu wandeln gewohnt ist. Sie fordern für sich eine Schonung, die sie keinem ihrer Gegner angedeihen lassen; sie machen stets auf das Ertragen der Liebe Anspruch, indeß daß sie ihre Gegner mit frommer Unverträglichkeit aufs verächtlichste behandeln. Ueberdieß soll alles ihrem heiligen Eifer und ihren überirrdischen verehrungswürdigen Absichten zu gute gehalten werden. Was macht sie aber so partheyisch für sich — was so unbillig gegen andere? Wenn sie nur einen Augenblick, statt ihrer Eigenliebe und ihres Eigendünkels, der Billigkeit wollten Gehör geben, so würden sie es so unbegreiflich nicht finden, daß redliche Wahrheitsfreunde mit reinem Eifer und warmen Gutmeinen die Rechte der gesunden Vernunft vertheidigen können, und daß dieser Eifer auch Achtung verdienet, und mehr als der Eifer, schwärmerische Hypothesen, selbst aus guter Absicht, durchzusetzen.

Wir enthalten uns, über die Thatsachen und Wundergeschichte, worüber H. Pf. den H. L. entschuldigt, nach dem, was wir oben gesagt, noch weiter zu urtheilen. Alles, was wir dabey zu bemerken haben, ist, daß man bey Erwartung wunderthätiger Begebenheiten, ihr Daseyn zu glauben, natürlicher Weise sehr geneigt seyn müsse. Es ist daher seltsam genug, daß sowol H. Lavater als H. Pf. sich gegen den Verf. des Sendschreibens, Lavatern

vatern betreffend, so sehr entrüsten. Der Gelehrte, den man öffentlich für den Verfasser ausgiebt, ist notorisch ein sehr ehrlicher und sehr einsichtsvoller Mann. Die Thatsachen, die er erzählt, sind Hrn. Lavaters System so angemessen, daß man die erstern schwerlich den letztern so anpassend erfinden könnte, sind auch weder von H. Lavatern, noch von H. Pfenningern geradezu abgeläugnet worden. Auch läßt sich nicht begreifen, warum H. L. durch diese nakte Erzählung versuchter Wunder so sehr beleidigt ist, indeß er keine Mühe scheut, das Bestreben darnach allgemein zu machen. Warum schämt er sich dieser Versuche, die ihm doch, seiner Hypothese gemäß, rühmlich scheinen müssen? Nach derselben können die Sachen selbst ihm nicht Schande bringen, und durch einige Spöttereyen muß ein Mann, der so große Dinge ausrichten will, sich nicht aufbringen lassen.

Wir kommen nun zu der Streitigkeit über die Schwärmerey. Der bremische Prüfer hatte schon ein Wort davon fallen lassen; am ausführlichsten ward aber die Materie in der vortreflichen Vorlesung des Prof. Meisters, wovon wir die Aufschrift angezeiget haben, abgehandelt. Diese kleine Schrift ist voll von den scharfsinnigsten Bemerkungen und vieler Belesenheit in den Denkmaalen der schwärmerischen Thorheit; und — was wohl zu bemerken — sie ist mit vieler Wärme geschrieben. Der V. ist so weit entfernt, sich gegen alle Belebung unserer moralischen Kräfte zu erklären, daß er vielmehr der Begeisterung in jeder Art von Kreiß ihr Geschäft anweiset. „Auserordentliche Unternehmungen, heißt es S. 19. „werden schwerlich ohne einem ziemlichen Grad von „Enthusiasmus durchgesetzt werden. Laßt Themistokeln hinter hölzernen Mauern das Vaterland schüzzen! laßt bey der Muthlosigkeit der Macedonier „Alexan-

„Alexandern allein auf die Eroberung der Welt aus-
„gehn; laßt in dem Schooße des feindlichen Italiens
„Hannibaln den Sieg suchen; laßt die Holländer in
„ihren Sümpfen den Herzog von Alba, — die Eid-
„genossen in ihren Gebirgen Oesterreich oder Burgund
„trotzen; laßt Kolumben eine neue Welt mit der al-
„ten verschwistern; laßt Luthern die Grundfesten des
„päbstlichen Stuhls erschüttern; ohne Enthusiasmus
„würden sie dieses alles gewagt haben?" Allein er bemerket auch, daß in der Würdigung unserer Thätigkeit, ihrer Lenkung zu den besten Zwecken und ihrer verhältnißmäßigen Belebung nach denselben, die Vernunft müsse das Ruder führen; da hier die Begeisterung, sich selbst überlassen, leicht irre gehen kann. „Schön und edel ist es, sagt er (S. 24. 25.) z. B. „den Armen in seiner verfallenen Hütte aufsuchen, um „ihn zu erquicken: länger nicht schön und edel, wenn „man darüber sein Weib, seine Kinder, welche die „erste Hülfe fordern, in klemme Umstände versetzt. „Wer seinem Hauswesen nicht weiß vorzustehen, sagt „ein großer Apostel, (1. Tim. 5, 8.) der hat den „Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Heide. „Schön und edel ist es, beym Krankenbette einem „Leidenden leibliche und geistliche Tröstungen mitthei-
„len! Nicht schön und edel, wenn man, zu solchen „Schmerzensbildern gewöhnt, auf jede lachende See-
„ne mit verschmähenden Blicken herabschielt, und mit „unmenschenfreundlichen Klagen, mit liebloſem Aer-
„ger und Urtheil die unschuldigen Freuden in der „menschlichen Gesellschaft vergiftet! Schön und „edel, wenn man überall Wohlthun verbreitet; schön „und edel nicht länger, wenn man durch Largitionen „sich eine Parthey macht, oder der Trägheit und dem „Müßiggange, wohl gar der Heucheley und dem Be-
„trug frohnet." Wir könnten dieser Stellen mehre-

re

re auszeichnen, wenn diese wenigen nicht bereits genug wären, uns von der Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe des V. einen guten Begriff zu machen. Einen beträchtlichen Theil des Buches nehmen die unterhaltenden Nachrichten von einigen berühmten Schwärmern, Joh. Amos Comenius, Kuhlmann, Kotter, Rhedinger, Baptista von Salis ein, deren Thorheiten, in einer getreuen Abschilderung, wohl zu einem Gegengift gegen den Zauber der Schwärmerey dienen sollten.

Dieses Wort zu seiner Zeit geredet, hat gar verschiedene Bewegungen verursacht. Die Bestreitung desselben wurde auf verschiedene Art angefangen. H. Pfenninger hatte bereits den H. Lavater gegen die gerechten Beschuldigungen der bremischen Prüfung in Schutz nehmen wollen, und laut erklärt: „Lavater ist kein Schwärmer, er ist gerade das Ge„gentheil." (in einem besondern Kapitel von Lavaters Antifanatisme). Wir halten dieses für die beste Parthey, die Hrn. L. Vertheidiger bey dieser kitzlichen Sache nehmen konnte. Man kann freylich einmahl eine Meynung behauptet haben, die Schwärmer hegen, die ein Satz eines schwärmerischen Systems ist, die aus schwärmerischen Grundsätzen folgt, ohne ein habitueller Schwärmer zu seyn. Man hat sich besonnen, man giebt wiederum der Untersuchung und dem Räsonnement Raum, man verliert nicht die Achtung, die man andersdenkenden guten Männern schuldig ist, man ist noch willig, Belehrung anzunehmen, man will ohne Heftigkeit, Eigensinn und Hartnäckigkeit streiten. So gern man das erkennen kann und hoffen mag, H. Lavater sey kein habitueller Schwärmer: so verdienen doch auch gewiß die keinen Tadel, die seine Erwartungen von der Gebetskraft mit so großem Rechte schwärmerisch genennt haben.

Sie

Sie haben hierinn das Beyſpiel Luthers und Melanchthons vor ſich, denen niemand Chriſtusliebe oder Thatkraft abſprechen wird. Von dieſen warmen Freunden des wahren und erleuchteten Chriſtenthums wurden die münſterſchen Wiedertäufer Schwärmer genannt, gerade wegen der Meinungen, die wir hier beſtreiten. Fanaticus homo hieß dem Melanchthon ihr Anführer. Und was ſagt die Geſchichte von ihm? Thomas Münzer ermunterte ſeine Nachfolger zu der Schlacht, worinn ſie aufgerieben wurden, mit den Worten auf: Non dubium eſt, quin ex animo cedant omnia: *videbitis ipſi manifeſtum Dei auxilium.* (Er wolte, wolte Hülfe haben, gab vor, Gott ſey in und bey ihm, gerade ſo, wie unſere jetzige Schwärmer) Quidquid enim eſt hoſtium ubique, profligabimus: non uno ſcripturae loco (er berief ſich auch auf die Bibel, wie unſre jetzigen) *promiſit Deus, adfuturum ſe miſeris, et oppreſſurum eſſe impios.* Ea ſane vox ad nos proprie pertinet: ſumus enim tenues et adflicti, et quia cognitionem Dei retinere cupimus atque propagare, de ſucceſſu atque victoria dubitari non poteſt. — Dieſer heldenmüthige Glaube wurde noch durch ein vermeintes himmliſches Zeichen von Gott beſtärkt. Ecce, fährt Münzer fort, videtisne, quam habebimus propitium Deum? Aſpicite, quaeſo, ſignum ac teſtimonium illius erga nos perpetuae benevolentiae. Tollite oculos et arcum coeleſtem mihi cernite: quum enim in vexillo noſtro ſit idem depictus arcus, clare ſignificat Deus hoc ſimulacro, quod e ſublimi nobis oſtendat, adfuturum ſe nobis in praelio, tyrannis autem noſtris interitum et excidium hoc ipſo denunciat. Magnis igitur animis irruite, certiſſima cum ſpe divini auxilii. Nec enim vult Deus pacem vllam vobis intercedere cum impiis adverſariis

versariis. Hier ist der Hauptzug in dem Character des Schwärmers, und es ist unmöglich, Hrn. Lavater und seine Schüler in dieser Beschreibung nicht auch wieder zu finden. Die erste Eigenschaft des Schwärmers ist die unchristliche und kindische Begierde, die Einrichtung der Welt, nach seinen kleinen Vorurtheilen und Bedürfnissen abändern zu wollen. Daher seine Wunderliebe und Prophezeyhungssucht. Hier thut nun auch vielleicht unvermerkt der so schädliche geistliche Stolz seine Wirkung, das Werkzeug dieser wunderthätigen Hülfen und das Gefäß dieser prophetischen Eingebungen zu seyn. Die Erfahrung lehrt, daß der Schwärmer alsdenn auf die gewöhnlichen Mittel, den Menschen zu bessern und zu veredeln, mit Verachtung herabsieht, und also den Fortgang im Guten, das durch Aufklärung des Geistes und vernünftige Bildung des Herzens an andern und an ihm selbst zu schaffen wäre, recht geflissentlich hindert. Es ist alsdann kein Wunder, daß er die Anzahl seiner Proselyten, unter denen er als ein verehrter Angeweheter in demüthiger Allgenugsamkeit dasteht, alle Tage zu vermehren sucht. Da strömen denn unbesonnene Jünglinge, die mehr Muth als Kraft belebt, dem Wunderthäter zu, der ihnen den Weg zu dem Tempel des Ruhmes so eben und bequem macht, der sie alles mühsamen Studierens entbindet, anstatt der successiven Entwickelung der Verstandeskräfte, sie zum Schauen mit geschloßnen Augen führt, daß sie alle Weisheit in dem Spiegel ihrer erhitzten Einbildungskraft sehen, und, anstatt aller mannichfaltigen Pflichten der Religion und Tugend gegen alle Nebenmenschen, sie nur lehret, ihren eigenen Wirkungskreis zu vergrößern, ihnen, statt des successiven Strebens nach Vollkommenheit, mit einer unmittelbaren physischen Vereinigung mit Gott schmeichelt,

und

und ihnen den armseligen Eigendünkel einpflanzt, nach welchem sie alle, die anders denken, selbst die verdientesten Männer, verachten, und sich für bessere Gelehrten, bessere Menschen, bessere Christen halten. Das ist die Ursach, warum Verehrer Gottes und der Vernunft den Thorheiten des Schwärmers nicht so gelassen zusehen können. Sie müssen sich der Sache der Vernunft auch gegen Hrn. Lavaters schwärmerische Grundsätze annehmen, so bald sie die verderbliche Tendenz derselben bemerken, er und seine Freunde mögen sie selbst für schwärmerisch halten oder nicht.

Dies ist auch wohl die Ursach, warum uns Herr Lavater selbst oft so geflissentlich berichtet, er sey kein Schwärmer gewesen, und könne keiner werden *), die Ursach, warum Pfenninger ausführlich von Lavaters Antifanatisme zu handeln affectirt, indeß des Lavaters Aussichten, Tagebuch, vermischte Gedanken, und andere Bücher desselben der Welt vor Augen liegen, in welchen die blindeste Schwärmerey, welche die thörigtsten Einbildungen für Wirklichkeiten ausgiebt, mit vollen Händen gesäet ist. —

Diese schleichende Wendungen gleichen den listigen Absprüngen eines gejagten Wildes, das seine Schwäche fühlt, und seine Jäger von der Spur bringen will. Andere Schriftsteller dieser Parthie hingegen, wilden Hauern gleich, die sich dem Spieße des Jägers entgegenstellen, und ihn selbst zu Boden zu stürzen suchen, voll Drang und Sturm, eine neue Revolution zu erregen, verwarfen ohne Bedenken alle gelaßne Vernunft, und redeten geradezu der Schwärmerey das Wort. Dieses thut der Verf. des Sendschreibens an den bremischen Beantwor-

ter

*) Schreiben an seine Freunde, S. 38.

ter, Joseph Gedeon Kr. über Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen, — ein Ungenanter in der Antwort auf die Frage: wird durch die Bemühungen u. s. w. — ? im T. M. August. 1776 u. ff. — und der V. des Aufsatzes über Spott und Schwärmerey; 1776. 9tes Stück, S. 785.

Die Sache erhält durch diese Wendung ein interessanteres Ansehen. Wer an dem Wunderstreite nicht Theil genommen hatte, kann bey dem Streite über die Vorzüge und Rechte der Vernunft nicht gleichgültig bleiben. Nur der lauteste Verfechter der Schwärmerey, der verkappte Gedeon Kr. ist vorsichtig gnug, — durch seine Gabe in die weite Welt hinzudeklamiren, — die Untersuchung in einer wohlthätigen Dämmerung zu halten, und den Leser durch den Genuß seiner Schaugerichte — nicht mit Nahrung — mit Dunst zu füllen und so in umbra cognitionis zu spielen. Ueber das eigentliche Wunderthun wäscht er sich hie und da die Hände; das ist die eine Seite der Blendlaterne, da mögen die Wunder sehen, deren Augapfel die schwachen und krummen Strahlen davon auffangen können; die übrigen bekommen hohen Eifer, über die Verderbnisse der Welt durch die Vernunft zu sehen. Es sind hie zwey Klippen zu vermeiden. Entweder nimmt man das Wort Schwärmerey in dem gewöhnlichen Sinn, worinn es genommen wird, wenn man die münsterischen Wiedertäufer, wenn man die independentischen Heiligen Schwärmer nennt, oder man nimmt es für eine stärkere Belebung seiner Verstandeskräfte. H. Gedeon Kr. hütet sich wohl, die erste Bedeutung gerade hinzupflanzen, und damit der Sache ein Ende zu machen. Aber nun die zweyte Bedeutung, wie wird man die der Vernunft entgegensetzen? Verbietet etwa die

Philosophie, seine intellektuellen Kräfte zu beleben und anzufeuren? Verbietet sie das Entzücken der Freundschaft, das Ausströmen der Menschlichkeit, das Entbrennen des Tugendeifers, die Wärme des Patriotismus, das Glühen des Genies? Da sie das nicht verbietet, wozu das Buch? H. G. Kr. um doch eine Schwärmerey zu vertreten, die niemand anklagt, stellt die Sache so vor. (S. 6.) „Es ist eine „Philosophie, sagt er, die die Kräfte der Mensch„heit sowol als Abstraktion des Gedankens, als reali„ter trennt. Bey ihr ist das beste am Menschen „Vernunft; strenge, richtige Kälte derselben gilt „über alles. Alle Wahrheit setzt sie in erraisonnirte „Demonstrationen, verschmähet alles Wahrheitsge„fühl, und verachtet die mächtigern und wirksamern „Springfedern am Menschen, alles Appelliren und „Reden an dieselben, und ist hiemit Todfeind aller „Bibel, allen unverdorbenen, freyfühlenden und „freydenkenden Menschen und Gott selbst in seiner „Natur.“ Welches ist diese gewisse Philosophie, die die Kräfte des Menschen realiter trennt? bey der die richtige Kälte der Vernunft alles ist — die alles Wahrheitsgefühl, und alle wirksamern Springfedern verschmähet — und todfeind aller Bibel und aller unverdorbenen Menschen ist? Wir wollen uns nicht mit Rathen aufhalten. Dem Ansehen nach ist in einem gewissen Sprachgebrauche diese Bezeichnung so bestimmt, als er zu der vorgesetzten Absicht durch gehäßige Winke zu reden, seyn darf. Es ist jetzt unsere Sache nicht, uns über die Verächtlichkeit dieser Vorsichtigkeitsmaximen zu erklären, und bemerken zu lassen, wie wenig sich diese Sprache der Winke mit der Unerschrockenheit reimet, der sich diese Feinde der Vernunft ausschließungsweise rühmen. Damit aber uneingenommene Leser sich nicht irre führen

lassen,

lassen, glauben wir folgende Anmerkungen machen zu müssen.

Wenn die Philosophie sich bemüht, Begriffe aufzuklären und Sätze zu beweisen, so thut sie, was ihres Amtes ist, und wodurch sie der Menschheit nützlich wird. Sie kann das aber nicht anders thun, als indem sie Schritt vor Schritt von einem Begriffe zum andern, von einer Wahrheit zur andern übergeht. Daß die Seele, während dieses Geschäftes, kalt bleibe, und, um es glücklich zu vollenden, kalt bleiben müsse, das ist weder etwas neues, noch etwas verfängliches. Ein jeder ehrlicher Leser von mäßigem Verstande weiß, daß der menschliche Geist so seine Verrichtungen theilen müsse, um in einer jeden insbesondere desto besser fortzukommen; und es ist wohl schwerlich einem vernünftigen Manne je in den Sinn gekommen, die Verrichtungen, die man zur größern Vollständigkeit eines Werkes unter mehrere oder in verschiedene Zeiten vertheilt hat, als wirklich getrennt und von einander unabhängig anzusehen. Wer zur Uebersicht des Ganzen Verstand genug hat, der wird wohl bald merken, wie alle gesonderte Verrichtungen der verschiedenen Seidenarbeiter in der Hervorbringung eines Stückes Stoff zusammenlaufen. Die Innigkeit dieser Vereinigung ist in der Bearbeitung des menschlichen Geistes noch fühlbarer. Wenn hier die verschiedenen Verrichtungen der Zeit nach vertheilt sind: so müssen sie doch alle zuletzt in ihrem endlichen Zwecke zusammen kommen. Wenn ich also anjetzt bloß meinen denkenden Verstand beschäftige: so geschieht es, um in der Folge desto richtiger, kräftiger, angemessener zu wollen, zu beschließen, — zu berichtigen, was ich wollen, beschließen, verrichten muß. Warum soll ich nur erst an das Ueberlegen denken, wenn ich handeln muß, warum mir nicht vorher schon

durch Ueberlegen das erleichtern, was ich sonst nicht so sicher, so gut, und so geschwind thun werde? Soll der Kaufmann erst alsdann die Regeln einer jeden Rechnungsart lernen, wenn er sie zu dem zustimmenden Geschäfte braucht, oder soll er das, was er mit vorläufiger Anweisung leichter lernen und üben kann, jedesmal auf der Stelle selbst erfinden? Was würde man einem Menschen sagen, der uns dieses Paradox eindeklamiren wollte? man würde ihn mit Verachtung stehen und deklamiren lassen. Wenn aber die Rechenkunst ihre eigenen Lehrer hat, wenn sie auch, als Wissenschaft vergnügt und den Verstand bildet, warum sollen die allgemeinen Grundsätze der menschlichen Erkänntniß nicht ihre Lehrer haben, warum soll man sich nicht an ihnen vergnügen, nicht an ihnen den Verstand bilden? Verbietet der Lehrer sie dazu zu nutzen, wozu sie ihrer Natur nach gewiß nutzen werden, oder kann er das nur verbieten wollen, und folgt es aus seiner Vortragsart? Wenn Wolf in seinen zahlreichen und weitläuftigen Werken den großen Schatz seiner gründlichen Einsichten hat aufbewahren wollen, hat er anders etwas wollen können, als uns in der Lenkung unseres Verstandes nach seiner Methode nützlich zu seyn? Anstatt mit ihm über seine Kälte oder Wärme zu hadern, so gehe hin und denke mit ihm, sage: das ist wahr, und das ist nicht wahr! — Aber das ist schwer! Freylich schwerer, als zu sagen, was jeder Schmierer weis, das ist kalt. Allein wird und muß der immer kalt seyn, der so ruhig und mühsam zur Einsicht einer Wahrheit nach der andern hinangeklimmt ist? Ist es nur ein erträglicher Schluß, der Mann ist kalt, der ein kaltes Buch geschrieben hat? Dieses ist so weit entfernt, daß vielmehr der forschende und denkende Weltweise sich wird zu himmlischen Genüssen erwärmen

können

können, wovon der unwissende, plaudernde Schwärmer keinen Begriff hat, noch haben kann. Gehe und versuche es, Unmündiger, ob du im Stande bist, dem Pythagoras, dem Archimedes, dem Keppler die Entzückungen seines εὑρηκα, seiner mechanischen und statischen Wunderordnung seines Weltbaues nachzuempfinden? Hat deine Empfindungssphäre die Ausbreitung, die die Empfindungssphäre eines Leibnitz, Deskartes, Wolfs, Eulers, Lambers hat? Hat deine Einbildungskraft den Stoff, sich zu den Empfindungen der Freude und der Bewunderung zu erheben, wozu sich Neuton in seiner Optik, Euler in seinen Briefen an eine deutsche Prinzeßinn, Lambert in seinen kosmologischen Briefen erheben? Und diese großen Weltweisen nennest du — kalt; weil sie lange haben denken müssen, ehe sie so haben empfinden können. Du aber wirst nie so empfinden können, weil du nie so viel gedacht hast. Wie ekelhaft muß nun jedem Vernünftigen der unmündige Eigendünkel vorkommen, womit der sehr unbekannte Verf. des angeführten Aufsatzes im M. von Wolfen spricht: „Wolfs Philosophie, die kalte, „bedächtliche Dame u. s. w." Zum Glück wird dieser unwissende Muthwillen, womit einige Jünglinge seit einiger Zeit die deutsche Litteratur beschimpfen, kaum ausser ihrem eignen sehr eingeschränkten Zirkel, noch weniger ausser den Gränzen Deutschlands bekannt werden: sonst wäre es kein Wunder, wenn sie bey den Fremden von der Achtung verlöre, welche sie einem Keppler, Leibnitz, Wolf, Bernouilli, Crusius, Lambert, Mendelsohn, Euler, Reimarus, Kästner zu danken hat.

Und wem sind unbekannt verschiedene andere Männer deren Erleuchtung ihrer Wärme und Empfindlichkeit nichts geschadet, ja sie gewiß erhöhet und

verstärket hat. Welche viel für die Aufklärung und das Glück ihrer Brüder gethan, gelitten, geredet, gewirkt, die so viel Leidenschaft für das wahre Christenthum, so viel unermüdeten, nicht abzuschreckenden Eifer für die gute Sache bewiesen, als keiner ihrer Widersacher. Und was haben denn diese mit aller ihrer Beredsamkeit gegen jene warme Freunde der gesunden Vernunft ausgerichtet? Wer will also sagen, daß der Gebrauch der Vernunft das Feuer der Seele auslösche? Hingegen woraus erhellet, daß Enthusiasmus und Brausen der Einbildungskraft gewiß und nothwendig die hohen Lehren der Religion zum Grunde haben muß! Denn die Erfahrung bestätigt die Wahrheit der Anmerkung, die Schaftesbury gemacht hat, daß selbst der Atheismus seinen Enthusiasmus habe. „Denn es hat auch atheistische Enthusiasten gegeben.“ Das Systeme de la Nature ist mit so viel Begeisterung geschrieben, als Hrn. Gedeon Kr. Buch, über Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen; und wer kennt nicht Diderots und einiger Encyclopädisten atheistische Schwärmerey?

Es ist also offenbar, daß in Gedeons oben angeführter Abschilderung einer gewissen Philosophie die Sache ganz und gar verstellt ist. Die Ausbildung der Vernunft bringt es nicht mit sich, daß man die Einbildungskraft verschmähe. Wenn man ihr ihren Platz anweiset, so sagt man nicht, daß die muthigen Rosse der Einbildungskraft, die den menschlichen Geist fortziehen sollen, abgespannt oder daß an ihrer statt elende Roßinanten vorgespannt werden sollen. Man will nur, daß sie unter der Lenkung der Vernunft stehen sollen, und daß die Vernunft

mehr Stärke haben soll, eben um diese muthigen Thiere zu regieren. Man kann sich dabey nicht entbrechen, dem Führer einen höhern Werth beyzulegen, in dessen Händen die Zügel sind, und von dem also die Sicherheit der Reise abhängt, ohne den Rossen ihr Verdienst abzusprechen, deren Kraft durch diese Leitung nützlich wird. Die Vernunft setzet sich also ganz natürlicherweise oben an, nicht der Philosoph. Denn dieser, wenn er seines Namens würdig ist, wird in dem großen Dichter die Ueberlegenheit der dichtenden Vernunft mit Bewunderung verehren. Er wird also nicht das thun, was ihm M. Gedeon Kr. (S. 18.) schuld giebt: „und darum setzt „sich dann der abstrahirende Philosoph bey der Klassi„fication mit nobler Bescheidenheit oben an: ich er„hebe die Seele zu allgemeinen Begriffen, ich baue „die Principalkräfte des Menschen an; sodann kom„men hinter mir die Dichter und alle ihr Gefolge, „die freylich nicht so viel werth sind als ich, und Gott „im Himmel danken würden, wenn sie demonstriren „könnten wie ich; indeß non cuivis licet adire Co„rinthum; Klopstock erkennt es doch, daß er nicht „vorlesen kann wie ein Magister.“ Die letztere Instanz ist sehr unglücklich gerathen. Wenn Gedeon Kr. mit solchen Leuten streiten will, die Klopstocken und einen Magister vergleichen können, so streite er mit denselben, aber er glaube nicht, wider Philosophen zu streiten. Er streitet sonst mit seinen eignen Phantasien, und sieget wie Don Quixote, phantastischen Andenkens, über todte lederne Schläuche.

Klopstock wird von jedem Kenner wegen seiner dichtenden Vernunft verehrt. Wenn er aegri somnia dichtete, und wären sie auch noch so ungeheuer und riesenmäßig, so würde er den hohen Platz in der

Klaßification der Genies über so viel tausend sich so nennende Philosophen nicht einnehmen, den er einnimmt. Aus eben dieser Ursache können wir die bilderreiche Schreibart des gewissen hier (S. 19.) so genannten großen Mannes *) nicht bewundern. Nicht weil sie bilderreich ist, sondern weil sie ein Gewebe von lauter bedeutungslosen, und unzusammenhängenden Bildern ist; kurz, weil seine Bildersprache nicht der wohlgestalte, anmuthige Leib ist, den ein vernünftiger Geist belebt. Ich finde in jeder Periode ein beynahe unauflößliches Räzel, dessen Sinn mir nicht die Mühe der Auflösung belohnt.

Diese bilderreiche Schreibart wird nun so vertheidiget: „Was ist Imagination anders als wieder„holte Sensation? Nun fragt sich einzig: hat die „Imagination getreu wiederholt? Wenn sie es hat, „wenn die Wiederholung der Sensation wahr ist, so „ist sie gewiß, wie das lebendige Anschauen, wahrer „als bilderlose Symbolik, als bloße, abgezogene Zeichen „sind. Bild kommt ja offenbar der Sache näher, ist der „Sache ähnlicher, als willkührliches Zeichen; jenes giebt „die Imagination, dieses die Vernunft. Und stünde also die Vernunft, die sich so schrecklich breit machte, „noch weit unter ihrer verachteten Schwester." Wie seicht! Sonach wäre also Lykophron verständlicher als Aesop, weil seine Schreibart gewiß bilderreicher ist. Im gemeinen Reden zeigen Worte gerade zu und unmittelbar Begriffe an, und eben dadurch wird man verständlich. Daß sie willkührliche Zeichen sind, thut nichts zur Sache, denn durch den Gebrauch der die Bedeutungen bestimmt, und die Seele an die Verknüpfung des Zeichens und des Begriffs gewöhnt,

*) Allem Ansehen nach, des Verfassers, der dem Gedeon Kr. so beliebten Provinzialbriefe, u. s. w.

wöhnt, erregen sie den Begriff sicher und unfehlbar. Kann man hiernächst dieser willkührlichen Zeichen etwan in der bildlichen Schreibart entbehren, oder muß man nicht vielmehr erst durch dieselben das Bild, und dann wieder durch das Bild den Begriff andeuten? Man hat also hier eine doppelte Hülle, worunter man den Sinn aufsuchen muß, nemlich: die Worte und die Bilder. Es ist also ganz unrichtig und gegen den offenbarsten Augenschein, was der Verfasser mit so vieler Dreistigkeit sagt: „das Bild „komme offenbar der Sache näher, sey ihr ähnlicher „als willkührliches Zeichen;" da ja auch die bildliche Schreibart sich dieser willkührlichen Zeichen bedienen muß. Wenn aber die Aehnlichkeit noch so gering ist, wenn eine mißtönende Metapher auf die andere folgt, ein neues Bild das vorige auslöscht; so ist die Seele unfähig, dieses Gedränge von Bildern zu ordnen, ihre Bedeutungskraft zu entdecken, und den darunter verborgenen Sinn wahrzunehmen. Es fragt sich hier ferner, nicht, „ob die Imagination die Sensation, deren Bild sie ausdrückt, richtig wiederhole." Es kömmt alles darauf an, ob die Bilderreihe schicklich, leichtverständlich und unverwickelt sey, ob sie nicht, anstatt aufzuhellen, vielmehr ein Medium sey, das uns die Begriffe verdunkelt, indem die Seele ihre Aufmerksamkeit auf das Nächste, nemlich, die Bilder, erschöpft, und bey demselben stehen bleibt: Man glaubt alsdann etwas verstanden zu haben, weil eine Galerie von Bildern vor unserer Einbildungskraft vorüber gegangen ist: und der Schriftsteller merkt nicht, daß er erhabentönenden Unsinn gesagt hat, weil doch große Bilder seine Imagination erfüllt haben. Wenn also die Bildersprache, mäßig gebraucht, der Schreib-

art Licht giebt, so verdunkelt sie dieselbe, wenn sie aller Orten angebracht wird. Dieß ist auch die Meynung Quintilians, ut modicus autem atque opportunus translationis usus illustrat orationem, ita frequens et obscurat et taedio complet; continuus vero in allegoriam et aenigmata exit Mit so vielem Eigendünkel auch unsere seyn wollende Genies daherbrausen, so ist man doch nicht mehr irre daran, daß die metaphorische Sprache eine Dunstwolke ist, womit dürftige Schriftsteller ihr Gedankenblöße bedecken. Daß dieses der Fall des großen Schriftstellers sey, der durch seine unbegreifliche Bildersprache berühmt ist, beweiset unter andern selbst diese philosophisch seyn sollende Vertheidigung derselben, die wegen ihrer unglaublichen Seichtigkeit merkwürdig ist. Wir läugnen übrigens nicht, daß diese Schreibart manchen Leuten gefallen könne, denen, wie den Bewunderern Jakob Böhmens Schriften, die Unverständlichkeit Tiefsinn, und die Dunkelheit Erhabenheit ist.

Doch dieß beyläufig. Es ist augenscheinlich, daß sich Gedeon Kr. die Philolophie selbst schaft, die er bestreitet. Wie Bickerstaff im Schwätzer, mahlt er sich seinen Ritter, gegen den er eine Lanze bricht, an die Wand. Die wahre Philosophie weiset der Einbildungskraft ihren richtigen Platz an. Doch auch hiermit ist der Verfasser nicht zufrieden. Er sagt (S. 49.): „vielleicht schließen sie die Phanta„sie nicht gänzlich aus, aber mit Maaß sagen sie, „mit Einschränkung. Und wer soll das Maaß bestim„men?" Wer? Die Vernunft. Die Vorstellungen der Seele sind alsdann nur blos Einbildung, wenn sie aufhören Vernunft zu seyn, sind wesenlose Bilder, die zerstreut auf der Oberfläche der Seele umherschwimmen, wenn die Vernunft ihnen nicht Verbindung

giebt.

giebt. Was anders also soll sie messen, einschränken, beleben, dämpfen als die Vernunft? Ist diese in verschiedenen Menschen verschieden: so ist das eine Ursache mehr, seine eigene anzubauen, um nicht in Ansehung der Lenkung seiner Phantasie von der Vernunft eines andern abzuhangen. Der V. sagt: „Und wenn wieder ein weiser, billiger Mann ins „Mittel träte, würd' er sagen: daß, der viel Phanta„sie hat, ist recht, laßt ihm sie." Ey freylich! allerdings! wir dächten aber, der weise billige Mann, würde noch fragen: ist seine Phantasie wozu nutze? wird sie nicht schädlich werden, wenn sie nicht von der Vernunft regiert wird? Wenn die Phantasie etwas werth ist, hat sie es nicht der Lenkung eben dieser Vernunft zu danken? die Vernunft, wenn sie Gedeon Kr. hätte brauchen wollen, würde ihm z. B. nicht das elende Argument haben entwischen lassen, das (S. 54 und 55) zu finden ist. „Ein gewisser Fran„cois Lúc giebt eine Regel, die hieher paßt: zwey „positive Zeugen, sagt er, denen keine Erforderniß ei„nes guten Zeugen fehlt, wenn sie behaupten, gesehn „zu haben, machen einen vollständigen Beweis gegen „zehen tausend negative Zeugen, die blos behaupten „nicht gesehen zu haben." Nun wahrhaftig! das hätten wir von dem Herrn Francois Lúc nicht erst lernen dürfen! Aber nun die Anwendung.

„Denke nun aber ein Mensch, der seine Augen „im Kopfe hat, wie Donquixotisch denen bestrittenen „Schwärmern Leute vorkommen müssen, die mit Rai„sonnements und ontologischen Principes, Thatsachen, „intuitive Wahrheiten wegläugnen."

„Ein Mensch fühlte Bedürfniß; er betete, er „glaubte, und sein Bedürfniß ward befriedigt, und „dies geschah allemal, wenn er betete, und wenn er „glaubte, und mißlang allemal, wenn er nicht betete

„und

„und nicht glaubte, und wenn er sagte, daß Gebet erhört „und Glaube erfüllt werde, und wer nach Prüfung es „denn auch glaubte, und auch betete, bekams auch, und „jener bekams nicht.“ Das ist es also, was zwey bejahende Zeugen gegen zehen tausend verneinende ausmachen sollen? Doch aber wohl nicht für jemand anders in der Welt, als für sich selbst! Nimmermehr, für einen andern vernünftigen Menschen! Ihnen selbst steht es ganz frey, darüber zu denken, was sie wollen. So bald sie das aber nun auch dem andern aufdringen wollten: so würde dieser Andere, — nicht als Zeuge, sondern bloß als vernünftiger Mann — ihnen antworten: „Gute Freunde! ich bestreite nicht, „was ihr zu empfinden und zu erfahren meint. Ich „empfinde und erfahre es aber nicht. Ich sehe auch „nicht ab, wozu es gut sey, es zu empfinden und zu „erfahren. Denn was ihr daraus folgert, das fließt „nicht daraus, noch weniger ist es empfindbare That„sache. Ihr habt etwas in Euch empfunden, dabey „ist ausser Euch etwas geschehen; nun meint ihr, „das habe irgend eine weitere Verbindung, als in „eurem dazu gestimmten Gehirne. Das nennt ihr „nun Thatsachen. Man sieht es euch an, daß ihr „mit der Vernunft in keinem sonderlichen Vernehmen „steht; den sie läßt euch unfreundlich im Stiche. Wir „andere, die wir sie nicht so entbehren zu können glau„ben, sind dergleichen Paralogismen an Eures glei„chen ganz gewohnt. Mit den hysterischen Schmer„zen der Jungfer Bourignon, dem Sehen des Ab„grundes des armen Paskal, dem Fühlen des Vo„gelnestes in dem Kopfe des Wedelschen Kranken mag „es seine gute Richtigkeit gehabt haben, ob das aber „geistliche Geburtsschmerzen, ein wirklicher Abgrund, „ein wirkliches Vogelnest gewesen, das wird uns die„ser Zeugen Bejahen nicht überreden.“

Ueber

Ueber die Art, wie der V. über B. von Salis spricht, dessen Geschichte Hr. Meister mitgetheilt hat, wollen wir nur das einzige erinnern. Er meint: „es sey unmenschliche Grausamkeit, Menschen eine „Stütze wegnehmen, ohne ihnen eine andere an die „Stelle zu geben." In diesem Falle aber wüßten wir nicht, wer diesem gutmeinenden Manne seine Stütze genommen habe. Gar bald mußte er ihre Zerbrechlichkeit von sich selbst fühlen; wenn er alle seine heissen Erwartungen von seiner Glaubenskraft durch die Erfahrung vereitelt sahe. Es ist bekannt, wie falsch, aber wie gemein der Schluß ist, wovon Cicero spricht; quia Divinatio nulla, Deos nullos esse, und les miracles de — sont faux, donc il n' y a point de Dieu. Um es dahin nicht kommen zu lassen, sucht man ihn zum voraus von seinen grundlosen Erwartungen zurückzubringen, indem man ihm das Beyspiel Jesu selbst vorhält, der die Lage der Zeitumstände kannte, sie nutzte, nichts übereilte, an nichts verzweifelte, von der Kraft des Gebets nicht geringer dachte, wenn es auch nicht das Antlitz der Erde umänderte, die Mittelursachen von weitem zubereitete und sie nach Jahrhunderten ohne Ungeduld wirken ließ, und von Gottes zuverläßiger Regierung nicht schlechter dachte, wenn er ihm nicht alles mit bloßem Wollen zu Stande bringen half. Dies ist die Stütze, die man dem gutmeinenden Schwärmer, statt seiner eigenen, anbietet. Wir fragen, ob das grausam ist?

Aber wie ist es mit der Schwärmerey in Rücksicht auf Geistesgestalt unseres Zeitalters? sollte es nicht nützlich seyn, sie darum zu empfehlen? Das meint der V. S. 84. Nach seiner Meynung wird die Schwärmerey für unseres durch Skepticisme entnervtes Sekulum einiger Ersatz seyn. Ein

Chri-

Christenthum ohne Schwärmerey und ohne Wunderglauben meint Gedeon Kr. könne den Einwürfen eines Voltaire nicht widerstehen; mit Wunderglauben aber könne man seinen Spöttereyen gar leicht das Maul stopfen. „Wenn der alte Schalk „von Ferney um unsere Religionsverbesserungen wüßte, „heißt es, „würde er kaltblütig fragen: vous dites, „peut-être que oui; & moi je dis, peut-être que „non: puisqu'ainsi il n'y a là que des peut-êtres, „nous serons comme nous pourrons dans ce drôle „de monde; adieu." Voltaire, mit allen seinen Schwänken, würde nicht seicht oder spitzfindig gnug seyn, dieses zu sagen. Er pflegt zwar oft genug, so gut als andere, um jemand weh zu thun, seine Meinung zu verfälschen. Was thut das aber zur Sache. Wer ist der Religionsverbesserer, der in der Christenlehre von peut-êtres redet? Wenn Voltaire ein Schalk seyn wollte, könnte er vielleicht so sprechen: „Vous autres Messieurs, les faiseurs de mi„racles, croyés m'en imposer par vos simagrées; „j'ai vû chez la Comtesse de Bentink un petit Abbé, „qui vouloit transporter une montagne au moïen „d'un pot de moutarde, la montagne ne bougoit „pourtant point; j'attendrai que la vôtre bouge; „mais vous ne me ferés jamais croire qu'elle a bougé, „à moins que je ne le voye. Je sais qu'il est aisé de „promettre de pareilles choses, mais, pour n'être „pas sifflé, il faut pouvoir tenir parole." Wären wir nun mit dem alten Schalke weiter? Wäre nicht vielmehr zu befürchten, daß das Wesentliche des Christenthums, die Lenkung und Belebung unserer moralischen Kräfte durch die Erleuchtung, die dasselbe verschaft, wegen der unnützen und grundlosen Zugaben mit werde verspottet werden? Wie widersinnig ist nicht mithin diese neue Methode, den Unglauben

glauben zu bekehren! Es würde eben so gut seyn, wenn man den Gotteslängner, um ihn von dem Daseyn eines unsichtbaren Gottes zu überzeugen, erst zu dem Glauben an die Gespenster bekehren wollte *). In solchen Fällen pflegt das unvermeidlich zu erfolgen was Aristoteles bey einer andern Gelegenheit bemerkt hat: (Eth. ad Nic. L. X. c. 1.) „so überreden sie „nicht allein das nicht, was sie haben überredenwollen, „sondern richtenauch die übrige Wahrheit zu Grunde."

Es muß also einen andern Weg geben, unsere Einsichten zu stärken und zu beleben; oder der Mensch müßte sich in der trostlosen Alternative befinden, entweder seinen Geist des Lichtes zu berauben, das ihn lenken kann, oder sein Herz der Lebenskraft, die ihm Bewegung giebt. Es ist eine alte Krankheit der Gewaltigen und Großen, sich nicht von den großen Wahrheiten der Religion von einer wachsamen Vorsicht und einer drohenden Zukunft erwärmen zu lassen. Leibnitz hat dieses Uebel schon zu seiner Zeit beynahe für unheilbar gehalten, und wir glauben seine Worte um desto mehr anführen zu müssen, da eine recht warme, aber erleuchtete Bekümmerniß über die schrecklichen Folgen des Unglaubens und praktischen Epikurismus aus ihnen hervorleuchtet: „Je trouve même „que des opinions approchantes s'insinuent peu à peu „dans l'esprit des hommes du grand monde, qui „reglent les autres et dont dependent les affaires et „se glissant dans les livres à la mode, disposent tou„tes choses à la revolution generale, dont l'Europe „est menacée et achevent de detruir ce qui reste en„core dans le monde, de sentiment genereux des an„ciens Grecs et Romains, qui préferoient l'amour „de la patrie et du bien public et le soin de la poste„rité

*) Eine Methode, die Schröpfer im ganzen Ernste zu befolgen vorgab.

„rité à la fortune et même à la vie. Ces *publick*
„*ſpirits*, comme les Anglois les appellent, diminu-
„ent extremement et ne ſont plus à la mode; et ils
„ceſſeront d'avantage quand ils ceſſeront à être ſoû-
„tenus *par la bonne morale et par la vraye Religion*,
„*que la raiſon naturelle même nous enſeigne.* —
„Mais il pourra arriver à ces perſonnes, d'eprouver
„eux mêmes les maux qu'ils croyent reſervés à d'autres.
„Si l'on ſe corrige encore de cette maladie d'eſprit
„épidemique, dont les mauvais effets commencent
„à être viſibles, ces maux peût-être ſeront prévenus,
„mais ſi elle va croiſſant, la providence corrigera les
„hommes par la revolution même, qui en doit naitre:
„Car quoi qu'il puiſſe arriver, tout tournera toujours
„pour le mieux en general au bout du compte; quoi-
„que cela ne doive et ne puiſſe pas arriver ſans les
„châtiment de ceux, qui ont contribué même au
„bien par leurs actions mauvaiſes."

Wie iſt aber dem Uebel abzuhelfen? Sollen wir uns die Augen ausreiſſen, weil ſie blöde ſind, die Seekarten, den Kompaß, und das Seerohr über Bord werfen, weil ſie nicht allen Zufällen vorbeugen, ſollen wir den Steuermann von dem Steuerruder jagen, die Matroſen rufen und ihnen die Lenkung des Schiffes übergeben, und ſo der bewegenden Kraft der Arme das lenkende Geſchäft des Verſtandes, auftragen? Das wollen die Feinde der Philoſophie! Auf dieſe Abſurdität gründen ſie alle die feindſeligen, ſchmähenden, verleumdenden Deklamationen gegen dieſelbe.

Aber wem hat man es denn zu verdanken, daß ſelbſt die Schwärmerey nicht mehr das blutgierige, zerfleiſchende Ungeheuer iſt, das es zu den Zeiten war, wo das Licht der Vernunft durch die Finſterniſſe des Aberglaubens auch nicht einen Strahl durch-

bringen

bringen konnte? H. Gedeon Kr. will die grausame Schwärmerey nicht erkennen. Was hat denn aber die Schwärmerey jetzt so sanft, so hinschmelzend, so schäfermäßigsüß gemacht? daß sich ihrer sogar die Jahrspoeten rühmen? Was hat ihr das Schwert aus der Hand gerissen, ihr alle die so gerühmte überirrdische Philanthropie gegeben? — Die Vernunft, ihr Fortgang, ihre Entwickelung! Der stille Wahrheitsfreund hat unbemerkt, unbelohnt, sich selbst genug, einen menschenfeindlichen Irrthum nach dem andern aus der Masse menschlicher Kenntnisse herausgebracht, und eine milde, gelinde, nützliche Wahrheit nach der andern hinzugethan. Indem andere an seinem Lichte ihre Fackel angezündet, hat er ihnen zu dem Gebrauche ihrer Vernunft verholfen. Luther, Melanchthon, Bako, Deskartes, B. Becker, Thomasius, Leibnitz, Wolf — wie viele Menschen danken ihnen das Glück ihres Lebens, und eines nützlichen, ruhigen, sichern, genußvollen, seligen Lebens! Durch sie sind unzählige Menschen, die sonst, als Unmündige, in der Hand eines jeden schwärmerischen Demagogen waren, emancipirt worden. Das ist doch nun wohl die Vernunft, die alles dieses gethan hat? oder ist es Wind, und Seile und Taue, nicht der Verstand, was bey der Seekarte denkt, sind sie es, die das Schiff in unbekannte Weltgegenden auf der pfadlosen Bahn des unbegränzten Oceans durch gefahrvolle Klippen zum Ziele führen, das nur das Auge des Verstandes sieht? Die menschliche Glückseligkeit ist dieses entfernte Ziel. Die Triebe und die Leidenschaften führen nur auf das augenblickliche Vergnügen. Erfahrung und Vernunft lehren uns diese lenken und mäßigen, damit uns ihre Bewegungskraft in den Hafen der Glückseligkeit bringe, der, weil er entfernt ist, nur dem weitsehenden

Auge des denkenden Verstandes sichtbar seyn kann, zu dem also auch nur der denkende Verstand den Weg finden wird. Ist also die Unterdrückung der Vernunft das Mittel zur Aufhelfung der verfallenen Menschheit? — Sollen wir dem Verfasser der Abhandlung über Spott und Toleranz (im D. M. Neuntes St. S. 786.) das unüberlegte Paradoxon nachsagen: „Seliger ists, im ganzen Gefühl widerstreben„der Mannskraft auf einmal sterben, als aufgelößt „und erschlafft dahin schwinden.“ Hat dieser Mann wohl bedacht, was er damit sage, als er diesen kraftvollen streitbaren Gedanken hin schrieb? Wie, wenn der ganze, zahllose Haufen unschuldig, bloß um Meynungen gemarterter Menschen vor ihm stünden, bald einzeln, bald häufervoll verbrannt, verstümmelt, gespießt, die Albigenser, die Einwohner von Merindol und Cabrieres, die Ermordeten in der Bartholomäusnacht u. s. w. wenn die vor ihm stünden, und ihn Lügen straften, würde er den Muth haben, das schauervolle Paradoxon niederzuschreiben? Es geht dem Weltweisen nichts an, was Voltaire thut oder nicht thut? er hält ihn für nichts weniger als seinen Gesetzgeber. Er sieht aber auch gar nicht, was die Wahrheit darunter verliehre, wenn man gesteht, daß Voltaire manches Gutes geschaft und nicht wenig Böses gehindert habe? daß er nicht immer kalt gewesen, daß er für die unterdrückte Unschuld der grausamen verfolgten Calas Sirven und andere sehr warm und laut gesprochen; und daß seine Hülfsbegierde nicht selten geholfen, wo mehr als gewöhnliche Hülfe nöthig war. Aber, wie gesagt, das alles bekümmert den Wahrheitsfreund nicht. Er braucht nicht zu fragen, was ist besser, Philosophie oder Entzückung? sondern, was ist das beste?

Er

Er sieht wohl, daß man nicht eben ein dummköpfiges Ungeheuer zu werden nöthig habe, um einige leichtsinnige Scherze und seichte Raisonnements des Voltaire zu verachten; aber er sieht auch wohl, daß man bald wieder in die Nacht der Unwissenheit zurückkommen könnte; man dürfte nur die kraftrufenden Vernunftfeinde fort machen lassen; so hätten wir sie wieder, diese Unwissenheit, und die falsche Wissenschaft, den Dummheitsstolz, den Eigendünkel, den Menschenhaß, den hartsinnigen, herrschsüchtigen Blutdurst auf ihren Fersen. Auf diesem dämmernden Schauplatze würde dann die schlaue Aufgeblasenheit unter schreckhaften Kindern, deren Einbildungskraft voll aller grausenvollen Gespenster wäre, einen herrlichen Spielraum haben. Tumult, Thatkraft, Lärm und Brausen würden dann da die Menge seyn, jähe Umkehrung, schauervolle Begebenheiten, schön in Tragödien und Romanen. Wer schon jetzt diese herrliche Kräftigkeit der animalischen Menschheit erfahren will, der darf nur die Gewalt eines sinnlosen Weinrausches an sich versuchen, oder sich durch eine Dose Opium und Ganschosaamen einen angenehmen Wahnsinn verschaffen. Alle die Empfindungen aber, die alsdann in der so empörten Seele hervorsteigen, sind die der Wahrheit der Dinge gemäß, oder sind sie nicht vielmehr bloß nach der jedesmaligen Laune gestimmt? Und diese Laune steht unter der Herrschaft des Körpers; sie geht und kömmt, steigt und fällt mit der Temperatur der Luft und des Wetters. So wird dann das Thermometer und Barometer Recht und Unrecht, Wahrheit und Falschheit machen. Wenn in düstern Novembertagen der regnige Dunstkreis den Körper und die Seele verdrossen macht, wird man sich erhenken können, und wenn der Scirocco weht wird man das menschliche

Geschlecht verfluchen dürfen. So ein sicherer Probierstein des Wahren und Falschen ist das vernunftlose Gefühl! Sobald die Vernunft, als Richterinn des Wahren und Falschen, verworfen ist: so bleibt nun kein anderer Maaßstab desselben zurück, als die Stärke oder Schwäche der Empfindung, die etwas Wahr oder Recht zu fühlen glaubt. Dieses Gefühl ist individuel und läßt sich nicht mittheilen. Womit will man also die sinnlosesten Meynungen, Gesichter, Prophezeyhungen, belehren, zurechtweisen, widerlegen? In Boston wollte einst ein Vater seinen Sohn Gott opfern, wie Abraham den Isaak. Der Herr hatte es ihm geheissen, — das glaubte er gefühlt zu haben. Das Geschrey des widerstrebenden Knabens rief die Nachbarn herbey. Wer konnte aber diesen Unsinnigen überführen, daß er Unrecht thue? er führte sein Gefühl an, daß Gott von ihm verlangte, er sollte seinen Sohn erwürgen. Die Wahrheiten, die der ruhigen Vernunft bereits eingeleuchtet, die in den Herzen zu beleben, und ihnen durch die Sinne und Imagination Kraft zu geben, das ist der Enthusiasmus, den man befördern muß. Wie dieses nicht bloß durch besondere, sondern auch durch öffentliche Uebungen, nicht nur in den Familien, sondern auch in der Nation geschehen könne? ist eine andere Frage. Die Vernunft also muß immer das Licht seyn; denn nur die Vernunft belehrt. Pourquoi, sagt ein großer Weltweiser, appeller *lumiere* ce qui ne fait rien voir? Je sçai qu'il y a des personnes de cette disposition d'esprit, qui voyent des etincelles et même quelques choses de plus lumineux, mais cette image de lumiere corporelle excitée, quand leurs esprits sont echauffés ne donne point de lumiere à l'esprit. Man gab ehemals diesen Namen des innern Lichts dem unerklärlichen Gefühl, das man

jetzt

jetzt so gern an die Stelle der Vernunft setzen möchte. Aber ist dieses innere Licht, dieses vernunftlose Gefühl geschickter uns Stärke und Festigkeit der Seele zu geben? Diese Stärke der Seele kann in nichts anders bestehen, als in der Beherrschung aller Kräfte, daß sie nicht, eine jegliche nach ihrer eigenen wilden Richtung, sondern vereinigt auf den vorgesetzten Zweck hinarbeiten. Der Mann, welcher Vergnügen und Schmerz verachtet, der Gefahr ohne Furcht ins Angesicht starrt, die Streiche des Unglücks mit unerschütterter und gewohnter Festigkeit empfängt, der hat eine starke Seele. Ist dies das Werk der vernunftlosen Schwärmerey? Laßt uns die Geschichte fragen? Vom Thomas Münzer, dessen Wunderglauben, wie wir oben gesehen, von nicht gemeiner Art war, — von diesem Th. Münzer erzählt Melanchthon: supplicio affectus est, in quo valde fracto animo eum fuisse narrant, und Sleidan (Com. de stat. rel. Lib. V.) Huc etiam paullo post adducitur Muncerus, qui tum in iis angustiis admodum fuit animo perturbato atque dejecto, neque suae fidei rationem explicare poterat, ut in eo temporis articulo fieri solet; et ipsis confirmandi causa Brunsvici Dux Henricus voce illi praeibat. Warum that in diesem entscheidenden Augenblicke die Gewalt der Einbildungskraft nicht ihre Wunder, um die sinkende Seele aufrecht zu erhalten? Weil dies nur in der Macht der Vernunft steht! Diese große Wahrheit wird durch das merkwürdige Beyspiel des Grafen Struensee bestätigt, bey dessen Lebensende so viele Spuren eines ungewöhnlichen Geistes zu bemerken sind. Er suchte seine Standhaftigkeit auf dem gerade entgegengesetzten Wege zu erhalten, und die Erfahrung hat auch an ihm diese Methode bewährt. „Ich dachte gestern Abends, sagte er am Morgen sei-

ner Hinrichtung zum D. Münter, „daß es mir viel„leicht meinen Hingang zum Tode erleichtern könnte, „wenn ich nun meine Imagination mit angenehmen „Bildern von der Ewigkeit und ihren Freuden er„fülle. Ich hätte dazu Lavaters Aussichten sehr gut „brauchen können. Aber ich habe es noch nicht „wagen mögen. Ich halte es für besser, daß ich mei„nen großen Schritt mit stiller Ueberlegung thue. „Die Einbildungskraft, wenn sie einmal in Be„wegung gesetzt ist, kann leicht eine falsche Wen„dung machen. Sie könnte jene angenehme Bilder „fahren lassen, und auf die schrecklichen Umstände „meines Todes fallen, und mich dadurch um meine „Fassung bringen. Ich will mich selbst unterweges „ihr nicht überlassen, sondern meine Vernunft mit „dem Andenken an den Hingang Jesu zu seinem Tode, „und mit Anwendung daraus auf mich beschäftigen.“ Hier ist ein Mann, der mit dem Unglück ringt, und der in seinen letzten Augenblicken sich nach Muth und Standhaftigkeit umsieht, ein einsichtsvoller Mann, ein geübter Beobachter seiner selbst, und er erwartet keine Kraft von seiner Imagination, sondern von dem Gebrauche seiner Vernunft. Was uns unsere Herzhaftigkeit zum Handeln und Leiden erschweret, ist Furcht, Mißtrauen gegen uns selbst, daraus entspringender Zweifelmuth und Unthätigkeit. Diesen müssen wir durch Verstärkung der entgegenstehenden Vorstellungen zuvorkommen. Erfodert das nicht den freyen Gebrauch des Vorstellungsvermögens? Gehört dazu nicht Besonnenheit und Gegenwart des Geistes? Der helfende Wundarzt hat eine ruhige, helle Vernunft nöthig, die schluchzenden Basen lassen vor lauter Gemüthsbewegung den Kranken hülflos umkommen.

Ist nun nicht die Bearbeitung der Vernunft, die uns über ihre wahren Vortheile erleuchtet, und mit Gedanken anfüllt, die uns auf gute Entschließungen bringt, und dabey erhält, gerade das, was die Seele stärkt? Da der Vortrag der christlichen Lehren nicht eine jähe Leidenschaft erregen soll, die, wie ehemals, einen rohen Haufen zu einem wilden Kreuzzuge fortreisse, sondern den Willen, das Gute zu lieben und zu thun, sich seiner bösen Gewohnheiten zu entschlagen, und nach und nach in der Uebung der Gottseligkeit immer mehr Leichtigkeit und gleichförmige Standhaftigkeit zu erlangen, wer anders, als ein Mensch, der von der Lenkung der Seele nichts weis oder nichts wissen will, wird die Gottesgelehrten, die nach dem Muster Jesu und seiner Apostel, sich auch an den Verstand des Christen wenden, der Kälte oder der Verrätherey gegen das Christenthum beschuldigen? So spricht ein Weltweiser hierüber, der seine Einsichten nicht aus einem Kompendio genommen hat. L'experience & la raison apprennent à regler ces appetitions & à les moderer pour qu'elles puissent conduire au bonheur. C'est ainsi qu'allant droit vers le présent plaisir, nous tombons quelques fois dans le précipice de la misere. C'est pourquoi la raison y oppose les images des plus grands biens ou maux à venir & une ferme resolution & *habitude de penser*, avant que de faire et puis de suivre ce qui aura éte reconnû le meilleur, desorte que tout consiste dans le *pensés-y-bien* & dans le *memento;* le premier pour se faire des loix, et le second pour les suivre, lors même qu'on ne pense pas à la raison qui les a fait naitre. Il est pourtant bon d'y penser aussi souvent qu'il se peut, pour avoir l'ame remplie d'une joye raisonnable & d'un plaisir accompagné de lumiére.

Ueber Toleranz und Predigtwesen, die beyden letzten Stücke, worüber unser Verf. deklamirt, wollen wir nur wenig sagen. Er erklärt, was alle Welt Toleranz nennet, für Indifferentisterey. Die Frage dabey ist, ob diejenigen, die nicht gegen Andersdenkende toben und brausen, sondern die Wahrheit ohne Zank zu verbreiten suchen, ob die das alles schön und gut finden, was sie ertragen, ob ihre Duldung, Gleichgültigkeit sey. Ob sie das sey, kann nur Gott entscheiden; der Sterbliche, der es zu entscheiden übernimmt, ist blödsinnig oder feindselig. Ich bin es mir bewußt, wie warm mein Eifer sey gegen alles, was mir schädlicher Irrthum scheint. Schwärmerey auf der einen Seite und Unglaube auf der andern sollen mich immer bereit finden, die Rechte der Vernunft zu vertheidigen, und die Lehren der göttlichen Offenbarung rein und unverfälscht zu erhalten. Wenn der V. „ seinen Haß gegen alle, die „so denken, erklärt, wenn er von ihnen sagt, daß ihn „ihre Werke von ihm wegschlagen:" so können sie sich das sehr gern gefallen lassen. Sie können ihn aber versichern, daß seine Werke sie ebenfalls von ihm wegschlagen *).

In

*) Sie können ihm mit vollem Herzen nachsagen: (S. 105.) „Kein Raisonnement über einen Allmanach, wo du unsern „Sinn träfest, keine Predigt, kein Brief, den wir gemacht haben „möchten, bald keine Handlung," (besonders, so wie sich deren in diesem Buche finden, von Aufgeblasenheit, Schmähen, Verläumden Lästern, Verderben.) „die uns nicht von „dir wegschlägt." Allerdings werden nur sehr wenige Menschen den Meinungen dieses Verfassers beypflichten können. Aber wie erträgt er denn nun die anders denkenden? wahrhaftig

In dem Artikel über das Predigtwesen beklagt Gedeon Kr. den Verfall des Predigtamtes. Es

haftig die Toleranz des Verfassers siehet so aus, daß man weit mehr Toleranz bey der Congregation des H. Officii als bey ihm finden wird. Zuförderst setzt sich der V. mit der Meinung seiner eigenen Untrüglichkeit über alle übrigen Menschen herauf. „Gewiß (S. 95.) „wird der erste Weg einer wahrhaft großen „Seele, die den Pöbelgeist des Volks empfindet, und sich, wie „hoch in Wolken über ihnen empor fühlen muß, u. s. w.“ Diese so sehr über alle Menschen erhabene Seele kann vor der Hand nun nichts bessers thun, als mit diesen Elenden Geduld haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da er mehrere Kraft an ihnen brauchen kann. Inzwischen begnügt er sich, sie herzlich zu hassen, „ihnen Schmach und Hohn (S. 103.) anzufluchen, sie „Tröpfe, französische Schaumlecker, Kothwürmer u. s. w. (S. 94. 105. 109.) zu nennen, bis auf eine glücklichere Zeit, da man dieser Toleranz nicht mehr bedarf, und seinem Menschenhaß mit den kräftigern Waffen der triumphirenden Kirche bessere Befriedigung verschaffen kann. So auch der H. Dominikus, wenn er jetzt lebte. „Ich weiß „durch Christus (S. 99.) daß ich ruhig abwarten solle, bis die Stunde der sich selbst vergessenden Demuth“ und „des kindlichen Glaubens kommt, da ich Wunder thun werde für Christus Reich.“ Also so lange muß sich der V. mit Schimpfen und Schmähen begnügen, bis diese wahren oder nur figürlichen Wunder geschehen werden. Es läßt sich nicht absehen, wie diese dann die Toleranz werden unnöthig machen, ob etwan alsdann die triumphirende Kirche werde stark genug seyn, ihre vollständige Einheit zu bewerkstelligen, oder ob alle Verschiedenheit der Meinungen werde unmöglich werden. So viel ist gewiß, daß die Interimstoleranz des V. nicht die Toleranz Christi und seiner wahren Nachfolger ist.

Das

findet sich hier eine merkwürdige Trennung unter den Freunden des Wunderchristenthums. Lavater will die

Das Christenthum würde nicht Menschen von allerley Fähigkeiten nützlich werden können, wenn es irgend einen Gutgesinnten mit Härte und Verachtung an der Thür abweisen wollte. Auch zeigt die Gelindigkeit und Schonung Christi, der auch nicht Zöllner, Samariter, ja Sadducäer von seinem Umgang ausschloß, und sehr unvollständige Einsichten an seinen vertrautesten Freunden und Jüngern ertrug — und die Geduld der Apostel, die in den Gemeinen Glieder von den verschiedensten Einsichten und Denkungsarten aufnahmen, wie man als ein Christ gegen Andersgesinnete denken müsse. Wir finden da nichts „von Schmach und Hohn, nichts von Entrüstung und Schimpfwörtern; eben darum, weil ihnen die Beförderung nicht ihrer eigenen Sache, sondern der guten Sache der Wahrheit am Herzen lag. Jene, sagt Paulus, (Phil. 1, 16. 18.) verkündigen Christum aus Zank, und nicht lauter — Was ist ihm aber denn? daß nur Christus verkündiget werde allerley Weise, es geschehe Zufallens (εν προφασει) oder rechterweise: so freue ich mich doch darinn und will mich auch freuen. Wird man damit Paulum der Indifferentisterey beschuldigen müssen, oder wird man diese Beschuldigung auf diejenigen bringen können, die ihm hierin nachahmen? Die hierarchische Parthey, die ein Reich sucht, das von dieser Welt ist, geht freylich von diesen Grundsätzen ab, und muß davon abgehen. Und diese ist es, der Christus mit allem ernsten Nachdruck begegnet, deren Glieder er übertünchte Gräber nennt, weil sie mit einem ungestümen Eifer für die herrschende Orthodoxie des jüdischen Priesterordens den duldenden Jesum in die Ketzerrolle setzten, und ihm mit dem ketzermacherischen Ungestüme zuriefen: Nun sehen wir, daß du ein Samariter bist und hast den Teufel. Wenn der V. von einer pharisäischen Moral spricht, so ist es zu unsern

Zeiten

die ausserordentliche Gotteskraft auf alle Christen ausgedehnt wissen: Gedeon Kr. schränket sie auf den Prediger-

Zeiten wohl die Moral Gaßners und seines gleichen und nicht die Moral der gewissen Philosophen, denn diesen ist so etwas noch nicht eingefallen.

Die Toleranz des Christen entsteht nicht aus dem Bewußtseyn seiner eigenen Unfehlbarkeit, der Verachtung anderer, und dem Abwarten auf die Gelegenheit, sie dereinst nach dieser Verachtung behandeln zu können; sondern aus dem Gefühl, was es ihm gekostet, um in der Erkänntniß der Wahrheit so weit zu kommen, als er gekommen ist, aus dem Gefühl, wie wenig dieses ist, und wie unendlich viel noch immer zurück bleibt, wie viele gütige und freye Anstalten der Vorsehung, unabhängig von seinem eignen Zuthun dazu gehört, daß er es so weit hat bringen können, — wie leicht es möglich sey sich zu irren, die lebendige Ueberzeugung der erkannten Wahrheit wieder zu verlieren, oder sie, gerade wenn es Noth thut, zu vermissen, — aus diesem Gefühl entspringt die Nachsicht und Gelindigkeit des Christen gegen die, so ihm zu irren scheinen. Aber die Toleranz eines Mannes, der so viel Eigendünkel und wegwerfenden Stolz hat, als Gedeon Kr., kann aus dieser Quelle nicht entspringen; Sie kann nur lehren, Nebenmenschen verachten und verfolgen. Es sind daher leere Worte, dem Sinne aller seiner Behauptungen zuwider, wenn er S. 106. sich rühmt, „kraft seiner Toleranz flamme sein Herz, „Menschen zu erfreuen, und brüderlicher Sinn, sanfte hervordringende Zärtlichkeit, ruhige, glaubende Geduld, „und ungekünstelte Frölichkeit quelle aus seinem innern Menschen hervor." Wie reimt sich der plumpe Stolz, den dieser Schriftsteller auf allen Seiten verräth, mit dem brüderlichen Sinne, den er zu zeigen vorgiebt? Wie hervordringende Zärtlichkeit, mit dem feindseligen, alles neben sich verachtenden

Wesen?

Predigerstand ein. Dieser soll dadurch eine Hoheit erhalten, wodurch er über alle andere, auf die er etwas von seinen übernatürlichen Einflüssen herabtriefen läßt, erhaben wird. Wie er diese Vorzüge haben könne, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Indeß klagt G. Kr. über die Verachtung dieses Standes. Es ist nicht ohne Schwierigkeit mit solchen Klagen hervorzurücken, wenn die Rede von der Achtung eines Ordens und Standes ist, in den sich auch nicht wenige, Unwürdige schleichen, die denn dem ganzen Orden leicht die Achtung verkümmern können, die man ihm sonst nicht versagen würde. Zuförderst ist es dem V. ein betrübter Anblick, „das Band der „zwey Hauptstände der Erde durch garstigen Eigen„nutz, Stolz und Betteley, Herschsucht und Sclaven„sinn aufgelöset, und durch diese Auflösung Unheil „und Elend, wie Heuschrecken überhand nehmen zu „sehen. Er meint aber: „Wären die Menschen ein „Heer Brüder, die die sich blos in andern fühlten „und kein heimliches Interesse hätten, einander zu „plagen, so würden Bruder Regent und Bruder „Prediger (nicht Herr Regent und Sklav Prediger) „zusammentreten, und weil beyde brennten für der „Völker Glück, wie Kinder eines Gottes, herzlich und „kräftig, und einmüthig einander unterstützen. Du „mein lieber Bruder Prediger, würde der Regent sagen, „da geb ich dir Vollmacht, und dort wollen „wir uns noch besser mit einander berathen; Du hast „mehr

Wesen? wie ruhige Geduld mit Tröpfen, Schurken, Schaumleckern, Kothwürmern?

O! wenn Joseph Gedeon Kr. bey seinem im Sturm einer erhitzten Einbildung geschriebenen Buche, die von ihm so sehr verachtete ruhige Vernunft hätte zu Rathe ziehen wollen! Welche Ungereimtheiten hätte er vermeiden können! Wir werden gleichwohl noch mehr Beyspiele davon sehen.

„mehr Kraft; ich mehr Gewalt; Wir wollen einander geben, was der andere nicht hat. Wilt du eine Milch mit mir essen; Morgen komm ich mit meinem Minister zu dir; Mein Sohn liebt deine Tochter, gäbest du sie ihm, wenn er ihrer werth wäre."

Es hält bey so offenbaren tändelnden Ungereimtheiten wirklich schwer, ernsthaft zu bleiben. Doch wir wollen es versuchen. Der Vorschlag des weisen Gedeon Kr. wäre nun freylich für einen Prediger, der in der Welt etwas vorstellen will, eine höchstere wünschte Sache. So viel fällt aber in die Augen, daß in dem weltlichen und geistlichen Stande erst beträchtliche Veränderungen vorgehen müssen, ehe wir dieses tausendjährige Reich auch nur wünschen dürften. So lange man dem V. (S. 138) noch nachsprechen muß: „Aber die Pfarrer müßten auch andere Leute seyn," so lange, auch dem Repräsentanten Jesu Christi, dem Angeweheten vom Geiste Gottes *)

sua

*) Es wird der Mühe werth seyn, die Stelle, wo Gedeon Kr. die Geistlichen nach seinem Sinne so benennet, ganz hieher zu setzen: „Getrost, meine Brüder, der Herr ist nahe; „mit dem Blühen dessen wird vieles blühen; man wird im „Predigerstand, den ersten, edelsten, höchsten, von Gott „eingesetzten Stand erkennen; unser Ansehn und Würde wird „steigen; man wird in uns nicht mehr blos den rechtschaffnen Mann, das ist, den artigen Schwätzer, den Pfeifer auf Tellers Flöte, den kalten unthätigen Raisonneur „schätzen, sondern den Repräsentanten Jesu Christi, den „Angeweheten vom Geiste Gottes mit ganzer Hingebung „der Seele ehren und lieben." — Siehe da, welche sanfte Zärtlichkeit, welche ruhige Geduld, welcher brüderlicher Sinn! Aber kein Stolz, kein Eigendünkel, keine Schwärmerey,

sua — Deus sit dira Cupido

wird es kein apostolischer Diener Christi wünschen. Die Welt hat die Erfahrung davon gemacht. Zwingen läßt sich auch hier nichts, gesetzt, daß man es wünschen könnte. Ueberhaupt däucht uns, der V. kenne selbst diese Hindernisse zu gut, als daß er die Vorstellung von der Repräsentation Christi und der Anwehung vom Geiste Gottes mit Ueberzeugung für stark genug ansehen sollte, um durch sie alleine zu jenem hohen Grade der fürstlichen Brüderschaft den geistlichen Stand zu erheben, auch selbst bey der katholischen Geistlichkeit nicht, die doch vor der Geistlichkeit all anderer Kirchen, der griechischen, der englischen, schon einen hohen fürstlichen Schwung hat, und von welcher er sich S. 144. auf eine sehr beissende, unedle, nichts weniger als im Geiste Christi gestimmte Art formalisirt: „Man „ließt in den Zeitungen, daß selbst die Herren „Kardinäle und Bischöfe ihres Ranges wegen „nicht selten in Nöthen seyen. Sich um des „Rangs willen mit dem Herrenvolk herum zu schla„gen und zu balgen, gefiele mir aber am Lehrer der „Religion nicht, und ein Freund schrieb mir jüngst:" „Wenn du mit garstigen Kerls zu thun hast, so laß „dir mit weissen Buchstaben auf deinen schwarzen „Hut das Motto schreiben: si cum stercore certo, „sive vinco, sive vincor, u. s. w."

Ob es in den letzten glorreichen Zeiten dahin kommen werde, daß es ihre übrige Brüder ihnen nachthun können, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Die höchste Voll kom-

merey, keine Feindseligkeit, nicht einmal gegen Tellern, der doch nur ein Tropf, ein Kothwurm ist gegen einen Gedeon Kr., einen Repräsentanten Jesu Christi, einen Angeweheten vom Geiste Gottes.

kommenheit des Christenthums setzen die apostolischen Belehrungen in ganz etwas anders als in dieses Vorgehen des Priesterstandes vor dem Fürstenstande: Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgiessen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichter sehen, und eure Aeltesten sollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denselben Tagen von meinem Geist ausgiessen und sie sollen weissagen. Das ist der große Geist des Christenthums, der von keinem Ausgiessen auf einen besondern Stand, wie unter der alttestamentischen Oekonomie, etwas weiß. Denn, sagt Petrus: ihr alle seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums; daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Auch ist die Bestimmung des Predigers, so wie es die Apostel verstehen, dieses Vorgehen und Rathgeben in der Regierung der Staaten keinesweges. Welcher (Gemeine) ich ein Diener worden bin nach dem göttlichen Predigtamt, das mir gegeben ist unter euch, daß ich das Wort Gottes reichlich predigen soll: nehmlich das Geheimniß, das verborgen gewesen ist, von der Welt her, und von den Zeiten her, nun aber offenbaret ist seinen Heiligen. Denn wir verkündigen und vermahnen alle Menschen, und lehren alle Menschen, mit aller Weisheit: auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu. Daran ich auch arbeite und ringe, nach der Würkung des, der in mir kräftiglich würket.

Nach dieser apostolischen Abschilderung des Predigtamts soll es also die Menschen zur lebendigen Erkenntniß der Allgemeinheit der Gnade Gottes, zur Gottesfurcht und Rechtthun bringen; nicht sich bey der Regierung der Staatsgeschäfte aufdringen. Diese haben mit dem Fortgange der Zeit eine solche Ausdehnung erhalten, sind durch die Unendlichkeit des Details so verwickelt geworden, daß sie eine große Mannichfaltigkeit von Einsichten erfordern, deren übernatürliche Mittheilung keinem Stande verheissen ist. Es läßt sich im dem höchsten Senate der brittischen Gesetzgebung nicht bemerken, daß die Repräsentanten Christi in Oberhause durch göttliche Eingebungen sich hervorthun, und man sagt, daß sie mehr an die natürlichen Eingebungen eines Chathams, Mansfields, Graftons, Burke, als an die politischen Offenbarungen von Mylord von Kanterbury und York, glauben. Wenn also in diesem Stücke eine Verbesserung zum Nutzen der Welt zu wünschen und zu erwarten ist, so wird sie alsdann Statt finden, wenn dereinst die Fürsten, nicht einen gewissen Stand und Orden, sondern diejenigen Bürger ihres Staahören, die sich durch Verdienste und praktische Weisheit hervorthun. Dadurch werden die Regierungen eine sichere und heilsame Kraft bekommen.

Wie sich übrigens ein Prediger bey dem Leichtsinn der Gens du monde zu betragen habe, dazu giebt uns Paulus das edelste und lehrreichste Muster. Wir finden in seiner Geschichte nicht ein einziges Beyspiel, daß er sich bey irgend einem mit den Anmaßungen des Vortritts aufgedrungen habe, nicht daß er zum Felix gesagt habe, ich habe mehr Kraft, du mehr Gewalt Wenn er aber vor Standespersonen reden mußte, so that er es unerschrocken und gieng, auch verachtet, im Triumphe seiner unsichtbaren

ren Hoheit, aus den Palläſten hinweg. Der Felix, vor dem er ſich vertheidigen mußte, und der zu der ganzen Sache die humeur goguenarde mitbrachte, womit ein Courtiſan das anzuſehen pflegt, was er miſères nennt, (Ap. G. 24, 22. Da aber Felix ſolches hörte, zog er ſie auf) dieſer große Proconſul erſchrack auf ſeinem Tribunal, da Paulus von der Gerechtigkeit, und von der Keuſchheit und von dem künftigen Gerichte redete. Wenn der Prediger in den feyerlichen, ſchauervollen Gelegenheiten gerufen wird, worinn auch der eitelſte und leichtſinnigſte unter den Großen das Bedürfniß göttlicher Belehrungen fühlt, dann wird er nicht verachtet; bis dahin muß er in dem Kreiſe die Gnade Gottes und das ewige Leben verkündigen, wo er als Wohlthäter, Vater und Lehrer verehrt wird. Dies iſt die wahre evangeliſche Demuth; nicht die, welche mit zerknirſchter, entäuſſerter Gebärde, in aller Niedrigkeit vor dem Fürſten hergehen, ihn Bruder nennen, und gern ſeine Tochter heyrathen will. So läßt ſich ein Kapucinergeneral in aller Demuth von dem ſechsſpännigen Staatswagen der Prinzen und Herzoge nach Madrid einholen, die er ganz demüthig verbittet, doch aber in Demuth die Prinzen und Herzoge hinter ſich herlaufen läßt, und als ein Grand d'Eſpagne ganz zerknirſcht vor dem Könige ſeinen Kopf bedeckt.

Doch genug von dieſem Tractate, bey dem wir uns vielleicht zu lange aufgehalten haben. Die Verachtung der Vernunft, und die hohen Prätenſionen, die der V. predigt, konnte man aber nicht unbemerkt durchgehen laſſen. Die Schrift ſelbſt zeichnet ſich wenig durch Gründlichkeit aus, daß ſie, mit andern, ihres gleichen, bald ihr Urtheil der Vergeſſenheit erhalten dürfte. Indeſſen kann ſie doch einigermaßen

schädlich werden, wenn rasche Jünglinge, die so gerne durch die Verachtung der Wissenschaften ihrem Genie ein Kompliment machen und ihrer Gemächlichkeit Kissen unterlegen möchten, alles darinn sehr schön finden werden, weil es sie so zufrieden mit sich selbst, und ihren Talenten macht, und gar keine Anstrengung ihres Fleißes von ihnen fodert.

Wir wollen nur noch ein paar Worte vom Spotte sagen, gegen den sich alle Vertheidiger der Schwärmerey, als das größte Ungeheuer, auflehnen. Man sehe hievon den ganzen zweyten Theil der Abh. im T. M. u. s. August. 1776. und die Abh. im D. M. 9tes Stück. „Der Spott glaubt Toleranz gegeben zu „haben, und hat Gleichgültigkeit gegeben," S. 787, „und der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerey „ist ein sanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit. — „Schädlicher als die kaltblütigen Philosophen sind, „ihre Spür- und Jagdhunde die lucianischen Geister." S. 127. Wir möchten wohl fragen, ob nur allein das Vergehen des Spottes unverzeihlich ist, und ob der gravitätische Enthusiast allezeit unsündlich ist, oder ob seine ernsthafte Schwärmerey alle seine Verbrechen heiligt und zu Tugenden macht? Alle Ausschweifungen der schwarzen, menschenfeindlichen Laune sollten Verdienst, und alle Uebereilungen der fröhligen Laune Hochverrath seyn? Denn man hat es durch eine rhetorische Figur tändelnderweise ausgemacht, daß Spott, Verfolgung, Scheiterhaufen ist. Doch man frage die Welt, wobey sie sich am besten befunden habe, bey dem Codex der Inquisitorum oder bey Wielands Agathon und goldnem Spiegel? Denn, wohl bemerkt, der Weise, der über die düstern Grimassen eines menschenfeindlichen Schwärmers spottet, ist nicht immer Spötter, weiß, woran er sich zu halten hat, und verehrt alles mit gefühltem, innerm

Seelen-

Seelenernste, was der Ruhe und der Tugend des menschlichen Geschlechtes heilig ist. Auf dieser falschen Vorstellung, als wenn der Spott in einem Falle, alle Theilnehmung und Wärme in allen andern Fällen ausschlösse, beruhen nicht wenig leere Paradoxe des Aufsatzes im T. M. S. 787. z. B. „Der Spötter kann „nicht lieben. — Sein Lieben ist kalt oder Hurerey — „der Spötter sieht nichts rein, der Enthusiast al„les. — Der Spötter kann Menschenkenntniß ha„ben, der Enthusiast hat Engelsgefühl. — Der „Spott macht alles kleiner; die Schwärmerey macht „alles größer; die ist näher bey der Wahrheit, ist „leichter, ist glücklicher."

Du Feind der lachenden Muse! kennst du nicht den edlen Britten, den liebenswürdigen Schwärmer, warm und begeistert für alles, was den Geist des Menschen wahrhaftig erhöhet und veredelt, aber auch den unversöhnlichen Belacher aller geheimnißvollen Mummereyen, und aller schwarzgalligten Eingebungen? Wer kann die Stirn haben, Spott und Gleichgültigkeit für einerley zu halten, wenn man Shaftesbury gelesen hat? Und hat den Plato seine sokratische Ironie gehindert, sich von dem Anschauen des überirrdischen Schönen zu begeistern? Auch giebt es kein besseres Mittel, die Ernsthaftigkeit des schädlichsten Stolzes, des geistlichen Stolzes, aus seiner Fassung zu bringen, den Nebel des ehrfurchtvollen Staunens in den Gemüthern gutherziger aber nicht raisonnirender Zuschauer zu zerstreuen, die Absurdität widersinniger Prätensionen anschauend zu machen, als wenn man sie unter ihrer wahren lächerlichen Gestalt zeigt, und so den Zauber einer dumpfigen Leidenschaft durch eine entgegenstehende helle und öfnende aufhebt. „Manche feyerliche Sophisterey hält „sich hinter einer ernsthaften Mine, die hinter einer

„heitern nicht ungeschlagen davon kommen würde." „*Grimace* and *Tone* are mighty Helps to impostu-„re" sagt Shaftesbury. And many a formal Piêce „of sophistry holds proof under a severe Brow, which „would not pass under an easy one." Wir sehen nicht, wie der ächte Freund der Wahrheit sich vor diesen Waffen zu fürchten nöthig habe *). Sokrates fürchtete den Spott nicht; was konnte er ihm anhaben? Er erklärt sich darüber mit der edelsten Zuversicht gegen den Priester Euthyphron. Ω Φιλε Ειθηφρον', αλλα το μεν καταγελασθηναι, ισως ουδεν πραγμα. — Ει μεν ουν μελλοιεν μου καδαγελαν — ουδεν αν ειη αηδες παιτοντας και γελωντας εν τω δικαστηρίῳ διαγαγειν. „Mein lieber Euthyphro! es ist wohl kein großes „Unglück,

*) Es sey uns erlaubt, die Erklärung des obenangezeigten vortreflichen Schriftstellers über diese Materie hieher zu setzen: „Sie werden sich nun vermuthlich überzeugt haben, daß ich, „so sehr ich auch den Scherz in ganzem Ernste vertheidige, doch „im Gebrauch desselben Maaß halten kann. Es ist in der That „ein ernsthaftes Studium, die Laune stimmen, und in Ord-„nung halten zu können, die wir von der Natur als ein lin-„derndes Hülfsmittel gegen das Laster, als eine Art von Arzney „gegen Aberglauben und melancholische Täuschung empfingen. „Es ist ein groser Unterschied zwischen dem Bestreben, „von jeder Sache Anlaß zum Lachen zu nehmen, und „zwischen dem Bestreben, an jeder Sache die Seite zu „finden, die Belachung verdient. Denn nichts ist lächer-„lich als das Ungestalte; nichts ist probefest gegen den Scherz, „als das Schöne und Wahre. Daher ist es die größte Unge-„rechtigkeit von der Welt, der Rechtschaffenheit den Ge-„brauch dieser Waffen zu versagen, die niemals gegen „sie selbst gezückt werden können, und gegen alles andre, „was das Widerspiel davon ist, gezückt werden."

„Unglück belacht zu werden. Wenn man sich nur „damit begnügen wollte, über mich zu lachen! — „es würde eben so etwas unlustiges nicht seyn, eini„ge Stunden in diesem Gerichtshause mit Lachen und „Scherzen hinzubringen.“ Der Priester Eutyphron war der Meynung nicht, und das konnte man dem Priester Eutyphron nicht verdenken. Er wußte, daß keine Verfolgung für ihn und seines gleichen grausamer sey, als die Verfolgung der Verachtung. „Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerey „ist ein sanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit;“ dachte er vermuthlich mit dem modernen Eutyphron. Das mag. Aber darum wird kein ungeheuchelter, heiterer Freund seiner Brüder jemand auf den Scheiterhaufen setzen, damit er dort einen sanftern Sitz finde, als in seinem Bedauren. Man weiß es aus der Geschichte, daß einem Fox der Pranger und die Staupe besser behagte, als der Spott und die Parodie. Das hat Shaftsbury, der über Scherz und Schwärmerey so viel vortreffliches gesagt hat, bereits bemerkt: „Aber „wie barbarisch, wie mehr als heidnisch grausam sind „wir duldsamen Engländer noch immer! Denn wir „haben, nicht damit zufrieden, diesen prophezeyhenden „Enthusiasten die Ehre einer Verfolgung zu ver„sagen, sie der größten Verachtung von der Welt „überliefert. Sie sollen, wie man mir für gewiß ver„sichert hat, gegenwärtig der Gegenstand eines lusti„gen Possenspiels oder Puppenspiels auf dem Bar„tholomäimarkte seyn. — So lange der Bartholo„mäimarkt im Besitz dieses Privilegiums ist, will ich „unserer Nationalkirche Bürge dafür seyn, daß keine „Sekte von Enthusiasten, keine neue Verkäufer von „Prophezeyhungen oder Wundern je die Oberhand be„kommen, oder sie in die Verlegenheit setzen werden, „ihre Gewalt gegen sie auszuüben.“

Wir denken nicht, daß dieser Spott den Gesetzen der Menschlichkeit zuwider sey, wir sind sogar überzeugt, daß ihn der empfindsame Sterne nicht verdammen werde, und diesen erklärt der Aufsatz im T. Museum für untadelhaft. „Ich kenne niemand, heißt es daselbst S. „768. als Sterne, den ich zum Muster setzen möchte, „wenn, wie, und wo man spotten sollte. Selbst Cervan„tes wußte es nicht so gut ꝛc. ꝛc. Wie gütig ist „sein Spott über den guten Shandy! Nur „da wird er stechend, wo selbstgefällige Bosheit „die Maske des Enthusiasmus nimmt." Der Spott kann also selbst nach der Meinung des gutmüthigen Sterne, gegen die selbstgefällige Bosheit, die die Maske des Enthusiasmus nimmt, nicht stechend genug seyn! Also gegen die Stauziusse ist der weise Spötter streng, aber gegen die absichtlosen, harmlosen, gutartigen Schwärmerlinge, sie mögen Tobias, Shandy oder Sebaldus Nothanker heißen, ist er gelind und schonend. Und das ist es, worinn wir uns ihm nachzuahmen bestreben müssen, mit Mildigkeit über die Schwachheiten eines vortreflichen Menschen zulächeln ohne daß es der Verehrung seiner Vortreflichkeiten schade, einen Lorenzo unter den Barfüßern zu lieben, ohne zu sagen, daß der Barfüßer Orden unter allen der liebenswürdigste sey. Wir unterscheiden unter den ietzigen Vertheidigern schwärmerischer Hofnungen gar wohl einige geistvolle Männer, und dieser Fleck in dem Charakter ihres Geistes wird der Achtung nichts benehmen, die wir für ihre übrigen Verdienste haben. Es giebt aber auch einige unter ihnen, die durch wildes Aufbrausen, durch stolzen Eigendünkel, durch feindselige Anzäpfungen, durch hämische Persönlichkeiten, womit ihre oft sehr trivialen Papiere angefüllt sind, den Unwillen und die Verachtung aller denken-

denkenden und dem praktischen Christenthum wohlwollenden Menschen verdienen. Dieses muß ganz laut gesagt werden, und wenn auch noch so viel zur Verachtung der Vernunft, und zum Lobe der Schwärmerey geschrieen wird. Der ruhige, verständige Philosoph, darf das Pochen und Toben nicht so fürchten, wie er, der Schwärmer, Gründe und Spott fürchten muß. Und Gott sey Dank! es ist in Deutschland noch ein großes Publikum, das gesunden Menschenverstand und seinen Gefährten, den heilsamen Enthusiasmus für alles Gute und Schöne schätzt und liebet, aber hypochondrische Schwärmerey mit Mitleiden, Schwärmerey voll Eigendünkel aber gar nicht ansiehet, und tobende Schwärmerey verabscheuet.

Man dürfte zwar vielleicht hier die Nation doch nicht warm genug für alles Gute finden, wenn man sie gegen die manchfältige zur Bewunderung in den Monathschriften aufgestellte Züge der Freygebigkeit, des Edelmuths, anderer benachbarten Nationen betrachtet. Aber, man irret sich, wenn man einer Nation Tugenden deswegen abspricht, weil sie nicht in den Wochenschriften verkündigt werden. Der Freund des Enthusiasmus für die Tugend versuche es doch, eine Geschichte desselben für Deutschland zu schreiben; er bemühe sich die Tugenden der Regenten, vom Kayser anzufangen, durch die Reihe aller seiner geistlichen und weltlichen Neven und Oheimen hindurch zu erforschen, strenge zu untersuchen; und er wird mit Erstaunen finden, daß in Deutschland die Summe des wohlgeordneten Enthusiasmus für die Tugend der Wohlthätigkeit, der Rechtschaffenheit, der Tapferkeit, der Standhaftigkeit, des Fleißes, für die Ausbreitung der Wissenschaften, für die Belohnung und Ermunterung der Künstler, für die

Milderung der Sitten, für die Verbesserung und Vermehrung der Lebensmittel, für die Versorgung der Armen, für die Faßlichkeit der Lehren des Christenthums, ungleich grösser sey als die brausenden oder flüchtig vorüber säuselnden Freygebigkeiten anderer Nationen, deren Enthusiasmus mehr durch Eitelkeit und Ruhmsucht als durch Tugendliebe wirkt. Welche göttliche Empfindungen des erhabensten und edelsten Enthusiasmus in dem Gemüth eines gesunden Deutschen bey den Namen Joseph, Theresia, Friederich. Man hat also nicht zu fürchten, daß durch die Ehre, die man der kalten aber gesunden Vernunft erweißt, durch das Exilium, wodurch Gaßner aus seinem Wunderkreiße vertrieben worden, der Enthusiasmus für die Tugend erkalten werde. Diejenigen, welche dieses befürchten, würden erstaunen, wenn sie, anstatt ihrer Entzückungsexercitien und Contemplationen, sich in der Stille bemüheten, Nachrichten zu sammeln von den stillen Wirkungen des Enthusiasmus für die Tugend, nicht für die blos philosophische, für die wahre christliche Tugend, für die Fortpflanzung derselben, für die Belohnung und Unterhaltung der Diener der Religion, für die Erquickung und Herstellung der Unglücklichen und Elenden. Welche große Beyspiele unter unserm hohen und niedern Adel, unter den Erzbischöffen und Prälaten der hohen Stifter, unter den großen Gesellschafter und Orden, die sogar durch keine andere als solche Handlungen bekannt sind, welche ohne Enthusiasmus für die hohe Tugend nicht ausgeübt werden können, in den Reichsstädten, darunter einige mit mütterlicher Wärme und Pflege für gute und schöne Künste und Wissenschaften wetteifern, unter dem Kaufmannsstand und so vielen andern Ständen unserer Mitbürger, die aber alle in der Erheiterung ihres Verstandes mehr Ehre und Vergnü-

gen

gen suchen als in der blinden Begeisterung für alles, was ihren Sinnen widerspricht und gegen ihren Verstand sich empört. Diese Großen der Erde, diese warme Mitbürger sind es, die auch Gott zwar im Geiste, und mit entbrannten Herzen, obschon nicht in entzückten Empfindungen, in Träumen der Einbildung anbeten, welche entweder einen kranken Körper, oder ein verstimmtes Temperament oder auch wohl nur bloße Hofgefälligkeit für diejenigen zum Grunde hat, denen sich die Entzückten gefällig machen wollen, die ihn aber auch in der Wahrheit anbeten. Diese Anbetung in der Wahrheit, mit der Anbetung im Geist verbunden, verträgt keine einseitige Erklärung, schließt alle gehäßige Auflagen aus, wozu man von kaltblütigen Indifferentismus oder Atheismus die Namen und Farben nimmt, um sich den Beweiß zu ersparen; ein Weg, der aber sehr schlüpfrig, und denjenigen, die gesunde Augen und unverdorbne Säfte haben, gewiß verdächtig ist; denn es ist nicht das Kennzeichen einer guten Sache im Gerichte, wenn man, anstatt Gründe aus der Sache selbst beyzubringen, den Richter mit Personalitäten gegen den Beklagten einzunehmen sucht. Man kann zwar überhaupt die Beobachtung machen, daß die Häupter der enthusiastischen Theologie sich mit einer Sympathie für eine große herrschende christliche Religionsparthey und vielleicht mit der Hoffnung schmeicheln mögen, in den Weg der Veretnigung mit ihr leichter einlenken zu können. Allein für unsere gegenwärtige Epoche, die auch bey derselben Kirche wahre Epoche in der Theologie ist, möchte es doch zu spät seyn, so patriotisch auch der Gedanke sonst immer seyn dürfte, die Sache mit Maschinen des Enthusiasmus anzugreifen. Bey den hohen Urhebern und Verfassern der Münsterischen Schulordnung und der neuesten Betrachtungen

tungen über das Universum z. E. mit so warmen Enthusiasmus für christliche Tugenden und Wissenschaften sie auch abgefaßt sind, würden sie gewiß keine Wirkung thun. Und wie wenige sind ihrer unter den Großen dieser Kirche, die nicht mit diesem vortreflichen Verfasser gleich denken und gleich empfinden; wiewohl das Verdienst der Vereinigung doch sehr viel verlieren würde, wenn die andere Hauptkirche um soviel weiter von der Vereinigung mit der Mediationsparthey entfernet bleiben müßte. Aber Wahrheit muß um ihrer selbst willen nicht aus politischen Convenienzen Wahrheit seyn. Wenn Thomasius mehr Enthusiasmus für seinen Ruhm, die armen Elenden, die der Enthusiasmus in Hexen verwandelt hatte, vom Scheiterhaufen zu erretten, als Verstand gehabt hätte, um den höhern und mit geübterer Vernunft begabten Theil der Menschen von seinem Irrthum zu überzeugen, so würden wir vielleicht heute noch die Hexen entweder verbrennen, oder, wenn Thomasius mit der Aufhebung der Inquisition durch Vernunftschlüsse allein nicht hätte durchdringen können, und daher auf den Vorschlag gefallen wäre, die Hexen auf Dreyfüsse zu setzen, so würden wir vielleicht noch auf den heutigen Tag die Hexen als heilige Weiber verehren, Gaßnern Schröpfern und ihres gleichen aber zu ihren Priestern bestellen.